

Beatrice Egli, Wladimir Putin, «Carlos», Johann Schneider-Ammann

Nummer 11 – 13. März 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Schweiz und Europa: Diplomatie des Ausverkaufs

Tim Guldemann und sein Eidg. Departement für den EU-Beitritt.

Von Philipp Gut

Superman muss liefern

Pop-Papst Franziskus: Eine Zwischenbilanz. *Von Matthias Matussek*

Die Greenpeace-Lügen

Gründer Patrick Moore erhebt schwere Vorwürfe.

Von Alex Reichmuth



A close-up photograph of two men in light grey suits, white shirts, and grey ties. The man in the foreground is looking slightly to the right with a serious expression. The man behind him is also looking to the right. The background is a soft, out-of-focus outdoor setting.

strellson

SHOP AT STRELLSON.COM



Intern

Man könnte es Befindlichkeits-Diplomatie nennen. Hochkarätige Schweizer Botschafter wie Tim Guldemann oder Jacques de Watteville erklärten nach der Abstimmung zur Masseneinwanderungsinitiative, dass es Probleme gebe und schwierig werde für sie. Guldemann, Botschafter in Berlin und derzeit OSZE-Vermittler auf der Krim, erklärte die direkte Demokratie sogar zu einem «Hindernis» für eine erfolgreiche Zukunft der Schweiz. Der Bundesrat deckt die Äusserungen, es handle sich um Privatansichten. Falsch: Ein Diplomat steht im Dienst seines Landes. Wenn er Dinge sagt, die seine Verhandlungsposition schwächen, ist das nicht Privatsache, es trifft das Land. Alles andere ist unprofessionell. Lesen Sie die Titelgeschichte von Inlandchef Philipp Gut über den Zustand der Schweizer Diplomatie auf Seite 24.

Nach 9/11 ziehen die USA in Afghanistan in den Krieg, um die Terroristen «auszuräuchern» (George W. Bush). Doch wenig später tauchen die Taliban wieder auf. 2006 macht sich ein *Weltwoche*-Team, bestehend aus Urs Gehrig, Fotograf Nathan Beck und *Newsweek*-Kollege Sami Yousafzai, auf, um über die Gotteskrieger zu berichten. Bevor sie ins Gelände ausschwärmen, wo sie von Taliban entführt werden («Verschleppt im Hindukusch», *Weltwoche* Nr. 50/2006), treffen sie Mohammed Gulab, 31. Der Bauer aus dem Hochgebirge ist die Schlüsselfigur in der grössten Katastrophe der USA im Afghanistan-Krieg, bei der 19 Elitekämpfer der legendären Navy Seals ihr Leben verlieren. Als Einziger überlebt Marcus Luttrell aus Texas. In Amerika wird Luttrell zum Star. Bush verleiht ihm den höchsten Orden. Nun setzt ihm auch Hollywood ein Denkmal: im Actionfilm «Lone Survivor» – mit Mark Wahlberg in der Hauptrolle – der nächste Woche in den Schweizer Kinos anläuft. Von all dem wüsste die Welt nichts, hätte Gulab den schwerverletzten Luttrell nicht gerettet. Für seine Tat zahlt Gulab einen hohen Preis. Er verliert sein Heim, Hab und Gut und steht zuoberst auf der Todesliste der Taliban. Obwohl weder Luttrell noch Amerika je versuchten, Gulab aus seiner misslichen Lage zu befreien, sagt er: «Ich bereue nichts.» Seite 44

Wir möchten uns bei allen Zuhörern sehr herzlich bedanken, die bisher die Vorträge von Chefredaktor Roger Köppel über die Schweiz und die EU besucht haben. Die *Weltwoche* gastierte in Aarau, Bern, St. Gallen, Basel, Chur, Luzern und zweimal in Zürich vor vollen Sälen. Aufgrund des anhaltenden Interesses haben wir uns entschieden, weitere, aktualisierte Referate zu veranstalten, u. a. in Zug, Weinfelden und Solothurn. Die Daten entnehmen Sie bitte dem Inserat in dieser Ausgabe. Vielen Dank!

Ihre Weltwoche



Vortragstournee: Roger Köppel in Zürich...



... Basel...



... und St. Gallen.

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

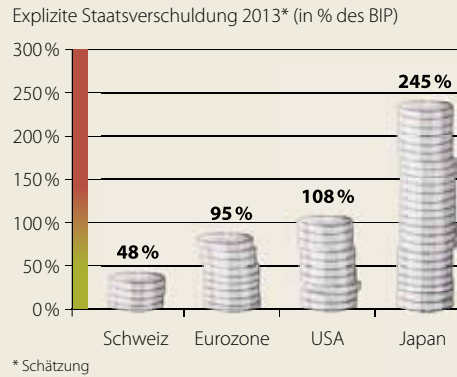
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Gelingt der grosse Umbau?

Die heute sichtbare wirtschaftliche Erholung nährt die Hoffnung auf eine Bewältigung der Krise. Es sind vor allem technologische Innovationen, aber auch die weiterhin kräftige Nachfrage aus Asien, die der Wirtschaft im Westen Schub verleihen. In dieser zuversichtlichen Vorstellung der Zukunft stellt sich die insgesamt überschuldete und wachstumsschwache industrialisierte Welt den Herausforderungen. Die Länder finden mit Reformen und Wachstum zu neuer Stärke. Für die Bevölkerung ist dieser Weg jedoch ein gewaltiger Kraftakt. Man denke nur an liberalere Arbeitsmärkte oder höhere Rentenalter. Wir nennen das Szenario, in dem die westliche Welt wieder in Fahrt kommen kann, «Stetige Bewältigung».



5. Mit Wachstum und Inflation zum Schuldenabbau

Zur Lösung der Krise führt kein Weg am Abbau der Staatsschulden vorbei. In diesem Szenario geschieht dies vorwiegend durch Inflation und Wachstum: Die seit Jahren andauernde ultraexpansive Geldpolitik der grossen Notenbanken führt zu einem Übermass an Liquidität, die in höhere Inflation mündet. Verliert das Geld an Wert, wird es für den Staat leichter, Zinsen für die Kredite zu bezahlen oder die Schulden gar abzubauen. Gleichzeitig gesunden die Staatshaushalte, weil dank der wirtschaftlichen Prosperität die Staaten mehr einnehmen als sie ausgeben. Bis die Schuldenberge sichtbar kleiner werden, wird jedoch viel Zeit vergehen.

1. Wachstumsschwache Strukturen werden aufgebrochen

Krisenländer müssten unter Druck der Politik und Finanzmärkte Reformen ergreifen, um neues Wachstum zu generieren. Handelshemmnisse würden abgebaut, stark regulierte Arbeitsmärkte liberalisiert, der Kündigungsschutz gelockert, Teilzeitarbeiter einfacher anstellbar. Die Gesellschaft müsste länger arbeiten, damit die Rentensysteme nicht kollabieren. Weil dies für die Bevölkerung schmerzhaft ist, ist der politische Reformwille heute noch schwach. Trotzdem gibt es Lichtblicke: In einigen Ländern soll eine Lockerung der Arbeitnehmerrechte die rekordhohe Arbeitslosigkeit reduzieren. Auswirkungen dieser Reformen sind aber heute in den Arbeitslosenzahlen noch nicht sichtbar.

2013 Szenario

BIP-Wachstum 2013

Schweiz: **2.0 %***
 Eurozone: **-0.4 %***
 USA: **1.9 %**
 Japan: **1.6 %**

* Schätzung

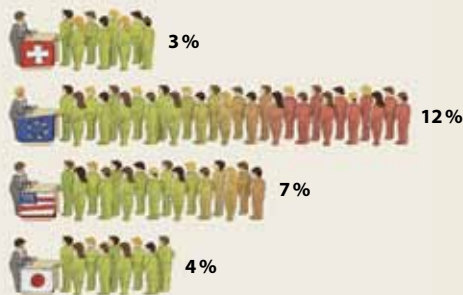


4. Weltwirtschaft expandiert

In diesem Szenario der «Stetigen Bewältigung» steuert die Wirtschaft in den Industrieländern wieder auf eine Blütezeit zu. Derzeit gleicht das Wachstum jedoch eher einer zarten Pflanze. Aber immerhin hat die Eurozone eine der schlimmsten Rezessionen aller Zeiten hinter sich gelassen und die Wachstumsperspektiven bessern sich.



Arbeitslosenquote 2013



2. Innovationen bringen Wirtschaft wieder in Schwung

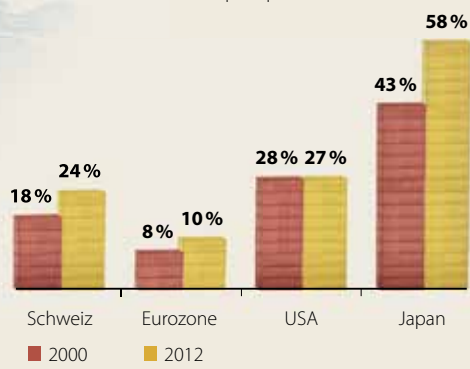
Europa und die USA bleiben wie in den vergangenen Jahrzehnten die Innovationszugpferde der Welt. Technologische Fortschritte können zu grossen Produktivitätsgewinnen führen. Stellen Sie sich vor, eine nächste «industrielle Revolution» würde Realität: Produkte werden massgeschneiderter und preiswerter hergestellt. Maschinen kommunizieren noch stärker untereinander und verhelfen zu weiteren Effizienzgewinnen. Nebst dem IT-Sektor sind auch die Entwicklungen im Bereich Biotech vielversprechend.

Westliche Länder führen «Global Innovation Index» an:

1. Schweiz
2. Schweden
3. Vereinigtes Königreich
4. Niederlande
5. USA



Exportquote in asiatische Länder



3. Wachstumsmotor Asien hilft auch der industrialisierten Welt

Asien trägt bereits heute zu einem gewichtigen Teil zur konjunkturellen Erholung in der industrialisierten Welt bei. Die wachsende Mittelschicht konsumiert immer mehr und die asiatischen Länder investieren in den Aufbau der Infrastruktur. Davon profitieren auch westliche exportorientierte Firmen aus dem Konsum- und Infrastrukturbereich. Asien ist damit für zahlreiche Volkswirtschaften bereits heute ein unverzichtbarer Wachstumsmotor.

Notenstein denkt in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

Dieses zuversichtliche Szenario der «Stetigen Bewältigung» bietet bereits heute Chancen für Anleger. In Zeiten des Umbruchs gilt es jedoch, sich nicht nur mit dieser hoffnungsvollen Vorstellung der Zukunft, sondern auch mit weniger erbaulichen Entwicklungen auseinanderzusetzen. Gerne prüfen wir, ob auch Ihr Portfolio diversifiziert auf unterschiedliche Szenarien ausgerichtet ist. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf und bestellen Sie ausführliche Unterlagen: 071 242 50 00, info@notenstein.ch, www.notenstein.ch/szenarien

Datenquellen: Cornell University, INSEAD, WIPO, Bloomberg, IWF, WTO, BFS



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

LIMITED EDITION RANGE ROVER EVOQUE **P212** POWER MIT DEM GEWISSEN EXTRA.



ABOVE AND BEYOND

Im limitierten Sondermodell Range Rover Evoque P212 steckt jetzt noch mehr drin: eine Extraportion Power. Natürlich überzeugt er mit der bewährten Dynamik aus dem leistungsstarken 2.2-Liter-SD4-Dieselmotor, der neuen 9-Stufen-Automatik sowie dem gewohnt stilvollen Interieur. Doch darüber hinaus begeistert er mit atemberaubenden 212 PS, exklusivem Technik-Paket mit Premium-Navigationssystem, elektronischer Heckklappe, Park Distance Control vorne sowie sportlichem Black Design-Paket mit 20-Zoll-Leichtmetallfelgen und weiteren Akzenten im Black Design Finish. Entdecken Sie die Extraportion Power des Range Rover Evoque jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

landrover.ch

**INKL. CHF 5'610.-
KUNDENVORTEIL**



Zur Probefahrt und Prospekte



facebook.com/LandRoverSchweiz

Range Rover Evoque 2.2 SD4 Dynamic, 5-Türer, aut., 4WD, 212 PS/156 kW, Kundennetto-Verkaufspreis CHF 68'900.- mit Zusatzausstattungen CHF 5'610.-, Gesamtverbrauch 6.0 l/100 km (Benzinäquivalent 6.7 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 159 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 148 g/km.

Binnenmarkt

Die Schweiz will offene Märkte, aber der europäische Binnenmarkt ist gefährlich.

Von Roger Köppel

Binnenmarkt: Noch immer höre ich fast jeden Tag, die Schweizer Wirtschaft brauche «Zugang» zum europäischen Binnenmarkt, sie müsse in diesen integriert werden. Hier liegt eine folgenschwere Verwechslung vor: Was die Schweiz braucht, ist Marktzugang, sind möglichst offene Märkte für Güter und Dienstleistungen. Binnenmarkt und Markt sind zwei verschiedene Dinge. Ein Markt ist ein Absatzgebiet für Güter und Dienstleistungen. Wer in einen Markt exportieren will, muss seine Angebote den dortigen Regeln anpassen. Die politische Souveränität, die staatliche Unabhängigkeit bleiben davon unberührt. Die Schweiz will, weltweit, möglichst freien Zugang zu Märkten.

Ein Binnenmarkt ist mehr als ein Markt. Ein Binnenmarkt ist definitionsgemäss «ein abgegrenztes Wirtschaftsgebiet mit eigener Rechtsordnung». Binnenmarkt meint also die Gesamtheit aller wirtschaftspolitischen Regeln und Gesetze, die innerhalb eines bestimmten Territoriums gelten. Ein Binnenmarkt ist ein staatsähnliches Gebilde, das Steuern, Sozialleistungen, Arbeitsmarktregeln, Mindestlöhne, Personenfreizügigkeit verbindlich definiert – mit dem Ziel, alle Regeln für alle Binnenmarktteilnehmer zu harmonisieren. Der chinesische Binnenmarkt ist liberaler organisiert als der nordkoreanische, aber weniger freiheitlich als der schweizerische. Wenn die Schweiz Uhren nach China exportiert – was eine gute Sache ist –, übernimmt sie deswegen nicht die Regeln des chinesischen Binnenmarkts bei sich zu Hause.

Es gibt keinen «Zugang» zum Binnenmarkt. Man ist entweder Teil eines solchen, oder man ist es nicht. Wer einem fremden Binnenmarkt beiträgt, verliert seine wirtschaftspolitische Unabhängigkeit. Das darf die Schweiz auf keinen Fall tun. Der europäische Binnenmarkt droht zu einem Ungeheuer an Bürokratie und Unfreiheit auszuwuchern. Die Regulierungsrisiken für die Schweiz wären enorm. Nur ein Beispiel: Die Schweiz lebt von ihrem freien Arbeitsmarkt ohne Kündigungsschutz. Die Schweiz hat den liberalsten Arbeitsmarkt in ganz Europa, möglicherweise weltweit. Die EU hat einen sehr unfreiheitlichen Binnenmarkt mit strengen Kündigungsschutzgesetzen. Diese sind ein Hauptgrund für die hohe Arbeitslosigkeit. Wo keiner, der eine Stelle hat, entlassen werden darf, werden auch keine neuen Leute angestellt.

Nun beruhigt uns die EU mit der Behauptung, der Arbeitsmarkt bleibe selbst bei einer



«Bürokratie-Ungeheuer».

Vollmitgliedschaft souveränes Territorium der Mitgliedstaaten. Das ist nachweislich falsch. Deutschland unter Kanzler Gerhard Schröder lockerte im Rahmen der Hartz-Reformen vor rund zehn Jahren den Kündigungsschutz bei den über Fünfzigjährigen. Das führte zu einem raschen Rückgang der Arbeitslosigkeit innerhalb dieser Altersgruppe. Was passierte? Ein linker deutscher Anwalt klagte beim Europäischen Gerichtshof (EuGH) – bei jener Instanz also, der Bundespräsident Didier Burkhalter die Schweiz unterstellen will. Der Anwalt kritisierte, die Schröder-Reform verstosse gegen die Antidiskriminierungsrichtlinie der EU. Das deutsche Bundesgericht stellte sich auf den Standpunkt,



das deutsche Arbeitsrecht falle ausschliesslich in die Hoheit der deutschen Regierung und Rechtssprechung. Deutschland unterlag. Schröder musste die Reform rückgängig machen.

Merken wir etwas? Wenn die Schweiz sich weiter in den europäischen Binnenmarkt integriert, droht ihr die Wegharmonisierung ihrer freiheitlichen Wirtschaftsordnung. Stellen wir uns vor, mehrere deutsche und französische Firmen würden in die Schweiz zügeln, um den sozialistischen Kündigungsschutzgesetzen ihrer Heimatländer zu entgehen. Es wäre eine Frage der Zeit, bis aus Brüssel Druck gemacht würde gegen die «unsozialen», «unfairen» Arbeitsmarktgesetze der Schweiz. Sollten wir uns, wie Burkhalter das will, auch noch dem EuGH unterstellen, wäre es so sicher wie das Amen in der Kirche, dass dieses Gericht in einem solchen Konflikt nicht auf der Seite des Binnenmarktteilnehmers Schweiz stünde, sondern auf Seiten der EU. Viele Schweizer Unternehmer und Politiker sehen die Risiken gar nicht, die von einer Binnenmarktteilnahme ausgehen. Es ist höchste Zeit, dass wir wieder zu partnerschaftlich-gleichberechtigten, auf staatlicher Unabhängigkeit beruhenden Wirtschaftsbeziehungen zur EU zurückkehren. Durch die Personenfreizügigkeit und den Schengen-Vertrag ist die Schweiz viel tiefer in den EU-Binnenmarkt hineingeschraubt worden, als es ihr lieb war. Das wurde am 9. Februar an der Urne zum Teil korrigiert. Die Unternehmer werden dem Souverän noch dankbar sein, dass er diese schleichende Europäisierung der Schweizer Wirtschaftsordnung, die eine soziale Marktwirtschaft ist, keine sozialistische, stoppte. Möglichst offene Märkte, ja, möglichst freier Austausch, selbstverständlich, aber Hände weg vom Binnenmarkt!

Russland: Mich irritiert die naiv-westliche Sicht unserer Medien auf die Ukraine. Tatsache ist: Die EU, der Westen versuchen seit Jahren, ihren Einfluss in Osteuropa bis an die russischen Grenzen auszubauen. Es gibt Hinweise, dass der deutsche Geheimdienst an den Unruhen in Kiew aktiv beteiligt war. Mit seinen Avancen hat der Westen, hat die EU den Staatsstreich gegen den gewählten russlandfreundlichen Präsidenten Janukowitsch mit angestachelt – jetzt aber lässt man die Ukrainer im Regen stehen. Dass umgekehrt die Russen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft Präsenz markieren, kann niemanden überraschen. Stellen wir uns vor, was die USA tun würden, wenn Russland eine diplomatische Offensive in Mexiko lancieren würde. Seit Jahrhunderten bekämpfen die Amerikaner jedes Hineinfummeln fremder Mächte in ihre Sphäre. Wir sollten aufhören, die Konflikte zwischen West und Ost durch die moralische Brille zu sehen. Es geht um Interessen, bei denen eine Schweiz neutral vermitteln könnte. Hoffentlich liest der OSZE-Sonderbeauftragte für die Ukraine, Tim Guldemann, diese Zeilen.



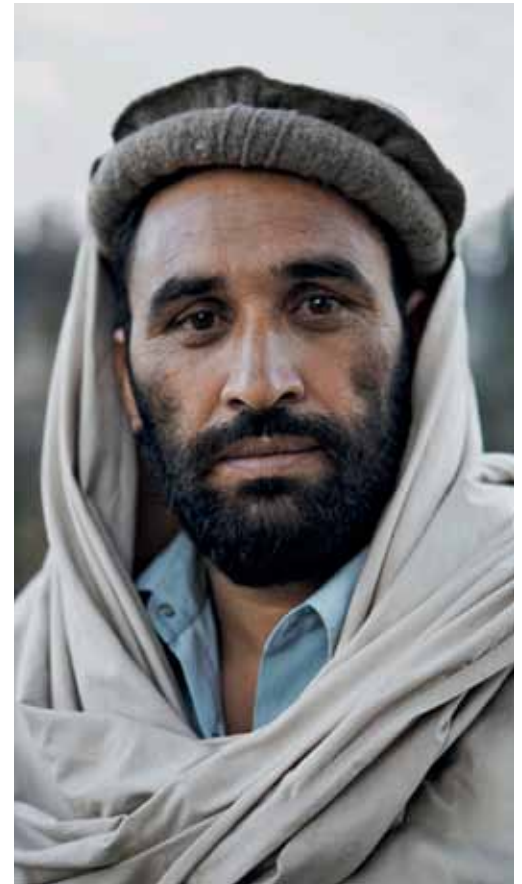
Fantasie einer Generation: Geisha. Seite 58



Wenn sich der russische Bär bedroht fühlt: Seite 50



Unbeeindruckt: Schneider-Ammann. Seite 30



«Lone Survivor»: Mohammed Gulab. Seite 44

Kommentare & Analysen

7 Editorial

13 **Kommentar** Freizügigkeit ist kein Menschenrecht

13 **Im Auge** Steffi Buchli, nach Original-Selfie

14 **Gesellschaft** Suizid am Feierabend

15 **Personenkontrolle** Büchel, Spengler, Karrer, Soiron, Lüscher, Scharf, Rechsteiner, Keller-Sutter, Blocher, Putin, Beresowski

15 **Nachruf** Gerard Mortier, Intendant

16 **Superman muss liefern**

Papst Franziskus I.: Eine Zwischenbilanz

18 **Mörgeli** Speckmade in der Extrawurst

18 **Bodenmann** Sozialdemokratische Nivea-Bubis

19 **Ausland** Putin weckt die Nato

20 **Die Deutschen** Merkel spricht mit Putin

20 **Wirtschaft** Jetzt ist Exzellenz gefragt

21 **Medien** Der Cenovis-Effekt

21 **Gesellschaft** 10 000 Schritte

22 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

24 **Diplomat des Ausverkaufs**

Vertritt Botschafter Tim Guldemann wirklich unser Land?

30 **Als wäre nichts passiert**

Bundesrat Schneider-Ammann ignoriert den Volksentscheid

32 **Der Dorfkönig**

Das Debakel des grünen Zürcher Regierungsrats Martin Graf

34 **Klimaaustausch und Hip-Hop-Treffen**

Der Stopp von «Erasmus» ist ein Segen für Steuerzahler

36 **«Das Volk kann falschliegen»**

ETHL-Präsident Patrick Aebischer über EU-Straffaktionen

38 **Engelhorns letzter Wille**

Der Streit um das Luzerner Kulturprojekt Salle Modulable

42 **Uno-Klimarat** Das Schweigen der Forscher

44 **Retter in Not**

Marcus Luttrell, Amerikas Held des Afghanistan-Feldzugs

50 **Putin und die Arroganz des Westens**

Die zwiespältige Rolle des Westens in der Krim-Krise

58 **Enkelkinder aus Plastik**

Junge Japaner haben wenig Interesse am anderen Geschlecht

60 **Ein guter Kamerad**

Der Schweizer Fusilier Cathomas starb im Ersten Weltkrieg

62 **«Landesstolz verkommt zur Illusion»**

Unternehmer Daniel Models Flucht vor dem Schweizer Staat

EINZIGARTIG WIE IHRE LIEBE



1888 BY BUCHERER – das absolute
Glanzstück aus dem Atelier Bucherer:
Brillant allerhöchster Kategorie, ab 1 Karat,
formvollendet gefasst in edlem Platin

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



«Die Erderwärmung ist keine Katastrophe»: Greenpeace-Kritiker Moore. Seite 54

Interview

54 «Die tischen uns Lügen auf»

Patrick Moore, Gründer der Umweltorganisation Greenpeace, bezichtigt seine ehemaligen Mitstreiter des Verbrechens gegen die Menschlichkeit

Stil & Kultur

66 Stil & Kultur Himmlische Sünde

68 Bestseller

68 Pop Albert Hammond – ein Selbstversuch

69 Jazz Booker Little Quartet, Quintet, Sextet

70 Top 10

70 Kino «August: Osage County»

71 Fernseh-Kritik «Der Bachelor»

72 Namen Kulturschickeria am Zürcher Opernball

73 Hochzeit Devina Weiss und Dominik Schenk (Teil 2)

73 Thiel Wie macht er das?

74 Die dunkle Seite der Sonne

Der Schlager besingt die süsse Welt der Liebe – doch die Traumwelt ist gefährlich

76 Stilkritik Karl Lagerfeld im Supermarkt

77 Die Liste Double Monks

77 Klassiker «Type 600» von Baltensweiler

77 Hat das Stil? Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

78 «Jawohl, Chef!»

Eine Woche als Hilfskoch im Zürcher «The Restaurant»

80 Wein 20 Jahre Merum

80 Zu Tisch Restaurant Pierre Gagnaire, Paris

81 Mobilität TGV POS

82 MvH trifft André «Andi» Stutz, Unternehmer

Autoren in dieser Ausgabe

Matthias Matussek



Nach über 26 Jahren beim *Spiegel* wechselte der bekannte deutsche Journalist und mehrfache Bestsellerautor vor wenigen Wochen zur *Welt*. In seinem Artikel für die *Weltwoche* vergleicht er die steile Karriere des neuen Papstes Franziskus I. mit derjenigen von Popstar Miley Cyrus. Seite 16

Robert U. Vogler



Der ehemalige Chefhistoriker der UBS ist seit 2009 als unabhängiger Historiker tätig. In dieser Ausgabe korrigiert er das Bild, das die Medien vom russischen Präsidenten zeichnen, und entlarvt die zwiespältige Rolle des Westens beim Versuch, den Russen sein Weltverständnis aufzudrängen. Seite 50

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Tradition neu gelebt

Sofia Carlone
Schülerin, Meran.

Ob Schulband, Jazzgruppe oder traditionelle Musikkapelle – Sofia Carlone lässt ihr Saxophon immer mit derselben Leidenschaft erklingen. Die musikbegeisterte junge Frau aus Meran spielt in drei völlig unterschiedlichen Musikgruppen, denn sie liebt die grossen Widersprüche zwischen den Musikwelten. Darum wechselt auch ihr Bühnenoutfit – und doch ist sie immer sie selbst.



Mehr von Sofia Carlone, weitere Geschichten
und Raum für eigene Ideen auf:

www.wasunsbewegt.com

SÜDTIROL
bewegt

Und plötzlich
merkt man,
ein ausgefüllter
Terminkalender ist
nicht gleich ein
ausgefülltes Leben.



Österreich

ankommen
und aufleben

www.austria.info

Ihre persönliche Ferienberatung
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

Willkommen im Klub

Von Gerd Habermann — Die EU kritisiert die Schweiz, weil diese die Einwanderung selber steuern will. Doch Freizügigkeit ist kein Menschenrecht.



Wer dazugehören kann und soll, müssen die zahlenden Klubmitglieder bestimmen.

Der Markt ist ein Tauschmechanismus und kennt als solcher keine Bevorzugung oder Benachteiligung nach Sprache, Religion, Nation und so weiter. Er ist ein wertneutrales Instrument, auf gegenseitigen Vorteil angelegt, ohne Grenzen und Gruppenzugehörigkeiten. Indessen ist die Menschheit nicht ein Aggregat homogener Individuen, sondern zu ihrem Vorteil in konkurrierende Gruppen gegliedert, heute überwiegend nationalstaatlich organisiert.

Nationale Gruppen sind gekennzeichnet durch gemeinsame Merkmale, Erinnerungen und Institutionen und in der Regel auch eine Infrastruktur an gemeinsamen Gütern wie Strassen, Parks, Plätzen, Landschafts- und Stadtbildern, Versorgungseinrichtungen, in die Generationen seit Jahrhunderten investiert haben.

Eine Gemeinschaft kann sich durch Masseneinwanderung in ihrer Identität gefährdet fühlen.

So unzweifelhaft es theoretisch ist, dass die volle internationale Freizügigkeit von Boden, Kapital und Arbeit («Personen») den Wohlstand insgesamt steigern würde, so sicher ist auch, dass Menschen bei der Wahl ihres Wohn-

sitzes nicht nur dem ökonomischen Kalkül folgen und dass Masseneinwanderungen zu sozialen und politischen Konflikten führen können – besonders auch in dem Fall, dass staatliche Sozialversorgungssysteme mit Rechtsanspruch Menschen zum Bleiben anregen, die einmal zugewandert sind, und weitere (über Familiennachzug) anziehen.

Schliesslich kann eine Gemeinschaft sich durch Masseneinwanderung in ihrer Identität – Sprache, Sitten, Religion, Gemeingüter – gefährdet fühlen. In der Schweiz, mit einem Ausländeranteil von 25 Prozent, ist dies offenbar mehrheitlich der Fall.

Mitglieder entscheiden, wer dazugehört

Darum leuchtet die sogenannte Klubtheorie ein: Wer dazugehören kann und soll, müssen die zahlenden Klubmitglieder bestimmen, beim Kaninchenzüchterverein ebenso wie beim «Nationalverein». Es kann keinen abstrakten «Rechtsanspruch» auf Mitgliedschaft geben. Bei religiös oder kulturell oder hinsichtlich der Sozialversorgung unterschiedlichen Räumen sollten die nationalen Klubs bestimmen dürfen, wer – da anpassungsfähig und in seiner Leistungskraft willkommen – dazugehören kann und wer nicht. So ist es faktisch auch die Praxis fast aller Nationen der

»» Fortsetzung auf Seite 14

Ego auf Armlänge



Steffi Buchli nach Original-Selfie.

Sofort machte diese aberwitzige Verschwörungstheorie die Runde. Die Gletschersee-äugige Lady, die mit ausgestrecktem Arm das Selfie inmitten einer Korona von Hollywoodstars geschossen hat, ist gar nicht Ellen DeGeneres. Sondern Steffi Buchli, die sich Forrest-Gump-mässig vom Leutschenbach nach L. A. zur Oscar-Gaudi geschlichen hat. Da es sich, wie sich herausstellte, um Schleichwerbung für eine hier nicht genannt sein sollende Handy-Marke aus Südkorea handelte, wäre das für Steffi, wenn sie es tatsächlich gewesen wäre, nicht gut herausgekommen. Zumal diese Woche der Nationalrat über den Sinn des Service public der SRG streitet. Man weiss ja, welche verstörende Wirkung das neckische funeral-Selfie auslöste, das die dänische Regierungschefin Helle Thorning-Schmidt an der Trauerfeier für Nelson Mandela – eingerahmt von den Kavalieren Barack Obama und David Cameron – schoss, namentlich bei Michelle Obama, obwohl das Selfie nichts mit dem Quickie gemein hat. Das Selfie ist immerhin von den Suchmaschinen des angesehenen «Oxford Dictionary» zum Wort des Jahres 2013 herausgefiltert worden mit einer Verwendungszunahme von 17 000 Prozent.

Natürlich stürzen sich Kulturphilosophen auf die Instant-Selbstdarstellung in den Sozialmedien. Die Britin Tara Isabella Burton spricht vom Durchbruch eines «egalitären Dandyismus» auf dem digitalen Markt der Eitelkeiten. Es ist vielleicht kein Zufall, dass mehrheitlich Frauen auf das Selfie-Phänomen anspringen, wie Statistiken belegen. Vorläufer des Selfie waren die Blitzlicht-Passfotoautomaten, jene Kabinen mit speckigem Plastikvorhang in Bahnhöfen und auf vielbegangenen Plätzen, die meistens von giggelnden jungen Mädchen blockiert waren, die auf den Auswurf der Bildstreifen mit ihren Grimassen warteten. Und weil jetzt sonnenklar ist, dass es sich beim Oscar-Schnappschuss um ein Steffi-Buchli-Fake handelte, soll ein bisschen Gerechtigkeit sein, denn es gibt selbstverständlich auch echte Selfies von ihr. Hier eine nachgezeichnete Version. Peter Hartmann

Erde: Freizügigkeit in Kapital und Gütern ja (so entspricht es dem friedensstiftenden Ideal des Freihandels), durchlässige Grenzen auch, Auswanderungsrecht auch, aber Einwanderung nur selektiv nach Kriterien, welche die Klubmitglieder bestimmen. Internationale Freizügigkeit ist kein Menschenrecht.

Pflicht einer qualitativen Kontrolle

Die EU, die zu einem zentralisierenden Überstaat ansetzt (der Ausdruck «Binnenmarkt» suggeriert einen Bundesstaat), hat sich auf eine interne Personenfreizügigkeit verständigt, die sie nach aussen selber nicht anwendet («Festung Europa») und die nach innen zunehmend Probleme aufwirft, da sie Massenwanderungen begünstigt, die Spannungen und den Unwillen der Klubmitglieder hervor-

Qualitative und quantitative Einwanderungskriterien sind vertretbar, ja notwendig.

rufen – zuletzt auch nach der Volksabstimmung in der Schweiz (obwohl diese gar kein Mitglied ist!).

Deren Ergebnis muss ein Liberaler nicht missbilligen, selbst ein Ludwig von Mises nicht und auch nicht Wilhelm Röpke, der dazu einmal schrieb: «Was die Masseneinwanderung betrifft, so besteht zweifellos nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht jeder Nation, sie einer qualitativen Kontrolle zu unterwerfen, die das geistige Patrimonium, die politische Tradition, den ethnischsprachlichen Charakter und die soziale Struktur des Landes vor einer unter diesen Gesichtspunkten unerwünschten Einwanderung schützt.»

Auswanderung als liberales internes Grundrecht unbedingt. Aber kein externer Einwanderungsrechtsanspruch! Qualitative und quantitative Einwanderungskriterien sind vertretbar, ja notwendig. Klubs dürfen exklusiv sein – und frei, am besten über Volksabstimmung, festsetzen, wer auf Dauer dazugehören soll.

Gerd Habermann ist Wirtschaftsphilosoph, Hochschullehrer und freier Publizist. Der liberale Vordenker ist seit 2003 Honorarprofessor an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam sowie Initiator und Mitgründer der Friedrich-A.-von-Hayek-Gesellschaft.

Gesellschaft

Suizid am Feierabend

Von Markus Schär — Müssen wir Verständnis aufbringen für Selbstmörder, die mit ihrem Abgang möglichst viel Schaden anrichten wollen?

Stopp, der Schnellzug bremst so scharf, dass mein Weinfläschchen wegfliht. Freitagabend, halb sechs, kurz vor Effretikon. Dann zuckelt der Zug weiter, dazu die Durchsage: «Wegen eines Personunfalls bei Kempthal müssen wir warten.» Noch im Fahren schreibe ich, nach schnellen Gedanken, ob sich das geziemt, einen Tweet: «Personenunfall: Die letzte Ambition in diesem Leben, den Freitagabendverkehr lahmzulegen?»

Als wir im Bahnhof Effretikon zwischen zwei anderen Zügen stehen, die Durchsage: «Der Schnellzug wendet und fährt nach Zürich zurück.» Es ist das letzte Mal, dass sich die SBB an die Hunderten von Gestrandeten in Effretikon wenden; im Bahnhof gibt es niemanden, der hilft. Eine Männergruppe auf dem Perron sucht irgendwo im Thurgau einen Bus, andere Reisende bieten ihre Angehörigen zum Abholen auf. Einmal fährt ein als «Bahnersatz» beschrifteter Bus ein. Ich stehe einen Meter neben der Fahrertüre und schaffe es nicht, reinzukommen. Das Gerücht geht um, auf der Autobahn herrsche Stau, also hoffe ich nicht mehr auf Taxi oder Bus.

Kein Kampf um Fahrgelegenheiten; ich staune, wie gelassen alle sind, auch ich. Ich weiss nicht, ob ich es auch wäre, wenn zu Hause in Weinfelden jemand auf mich warten würde oder wenn ich Tickets für das Blues-

Konzert in Frauenfeld gekauft hätte. Nach einer Viertelstunde haben schon fünf Follower meinen Tweet favorisiert, auch sie wohl Betroffene auf dem Heimweg ins Wochenende.

«Und für diesen zynischen Freitagabend-Tweet gibt es auch noch 5 Favs», schimpft ein Kollege vom *Tages-Anzeiger*. Ein Kollege von der NZZ tadelt mich: «Versetzen Sie sich mal in die Lage eines Verzweifelten. Er will bestimmt nicht den Verkehr lahmlegen. Sie tun mir leid.» Eine Behindertenaktivistin schliesslich höhnt: «Ihre Gspänli bei SVP (& FDP) stimmten ja einstimmig gegen Suizidprävention.»

Schuld sind immer die anderen

Liebe Kollegen, ich kann mich durchaus in einen Verzweifelten einfühlen: Wie jeder vernunftbegabte Mensch habe auch ich schon daran gedacht, meinem Leben selber ein Ende zu setzen. Und, liebe Aktivistin, ich verstehe zufällig auch theoretisch etwas von Suizid und Suizidprävention, weil ich mich für meine Dissertation mit den Selbstmördern im Zürich des 17. und 18. Jahrhunderts beschäftigte. Ich weiss deshalb, dass ein Suizid auch ein aggressiver Akt sein kann, der Mitmenschen bestrafen soll. Im alten Zürich drohten Selbstmörder ihren Angehörigen, sie kämen als Geist zurück, um sie zu plagen. Heute schieben Topmanager ihren Vorgesetzten die Schuld und die Schuldgefühle zu, wenn sie den Notausgang nehmen.

Nein, ich mochte kein Verständnis für einen Verzweifelten aufbringen, als ich zusammen mit Hunderten, von den SBB vergessen, im Bahnhof Effretikon herumstand; die Tausenden in Zürich, deren Schnellzüge in den Osten ausfielen, mochten es wohl ebenso wenig. Dem Leben selber ein Ende zu setzen, ist die letzte Freiheit, die uns bleibt – wir sollten sie nicht dazu missbrauchen, möglichst viel Schaden anzurichten. Sagen wir es so (und es lässt sich nicht freundlicher sagen): Sich vor den Zug zu werfen, ist eine Sauerei, vor allem, aber nicht nur für den Lokomotivführer. Die Selbstmörder ächten bringt nichts, auch das lehrt die Geschichte, aber uns in alle einfühlen müssen wir nicht.

Nach eineinhalb Stunden ohne jede Information kehre ich nach Zürich zurück, um via Bülach endlich in den Thurgau zu kommen. Um 20.07 fährt aber gerade der erste Schnellzug wieder, vorbei an Effretikon, wo niemand mehr herumsteht, und an Kempthal, wo nichts mehr zu sehen ist. Feierabend, das Leben geht weiter.



Sich vor den Zug zu werfen, ist eine Sauerei.

Personenkontrolle

Büchel, Spengler, Karrer, Soiron, Lüscher, Scharf, Rechsteiner, Keller-Sutter, Blocher, Putin, Beresowski

Letzte Woche berichteten wir, wie die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) eine Umfrage des Papstes zur Familienpastoral in ein Plädoyer für die kirchliche Anerkennung und Segnung gleichgeschlechtlicher Paare umfunktionierte – im Widerspruch zur offiziellen Lehrmeinung. Wir haben nicht von Doppelspiel gesprochen, doch jetzt dies: Als am Sonntag ein Teil der Basis in St. Gallen vor dem Sitz von SBK-Vorsteher Bischof Markus Büchel gegen dessen Churer Kollegen Vitus Huonder protestierte, stand SBK-Sprecher Simon Spengler offiziell auf der Seite der Bischöfe. Dabei sah er sich allerdings seiner



Wechselnde Fronten: Bischof Büchel.

Frau Rita Pürro Spengler gegenüber, die auf der Gegenseite agierte. Im Vorfeld hatte sich Pürro Spengler auf Facebook «sehr» erfreut gezeigt über die Demonstration gegen den Arbeitgeber ihres Mannes. Mehr noch: Auch Spengler selber outete sich auf Facebook als Teilnehmer der Demonstration. Damit schaffte der elastische Bischofssprecher das Kunststück, auf beiden Seiten der Front zu stehen. (gut)

Als Heinz Karrer im vergangenen August zum Economiesuisse-Präsidenten bestimmt wurde, hatte der damalige Axpo-Mann viel gute Presse, obschon er noch nicht zu den Schwergewichten der Wirtschaft gehörte. Das werde sich bald ändern, sagte Economiesuisse-Doyen Rolf Soiron: Karrer werde «ohne unser Zutun» sicher «attraktive Angebote erhalten». Tatsächlich: Das mit den prestigeträchtigen Mandaten scheint zu klappen: Kürzlich wurde Karrer als Nachfolger Gerold Bührers in den Bankrat der Schweizerischen Nationalbank (SNB) gewählt. (fsc)

Die Universität Zürich stellt sich schützend vor ihren Professor Thomas Lüscher. Der Leiter der Klinik für Kardiologie am Uni-Spital hat in der aktuellen Ausgabe eines Lehrbuchklassikers ungefragt mehrere Seiten Text fast unverändert übernommen, die sein ehemaliger Mitarbeiter



Späte Zweifel: Economiesuisse-Chef Karrer.

Christoph Scharf verfasst hatte. Scharf wurde lediglich als «früherer Bearbeiter» genannt. Der düpierte Ex-Kollege strengte darum ein Verfahren wegen Unredlichkeit bei der Uni an. Diese kommt nun zum Schluss, es liege kein Plagiat vor. Es wäre aber «aus urheberrechtlicher Sicht» gerechtfertigt gewesen, Scharf als Mitautor zu nennen, schreibt die Universität. Lüscher hat inzwischen das fragliche Kapitel überarbeitet. Warum, wenn er nicht abgeschrieben hat? (are)

SP-Ständerat und Gewerkschafter Paul Rechsteiner bekannte in einem *Sonntagsblick*-Interview, wie gut er mit seiner freisinnigen Kollegin Karin Keller-Sutter zusammenarbeite. Die St. Gallerin verfügt über ungeahnte Kompatibilitäten: Ihre Polit-Berühmtheit nahm ihren Anfang dank einer gemeinsamen Pressekonferenz mit dem damaligen SVP-Bundesrat Christoph Blocher. Jetzt trumpft sie souverän mit der Linken auf. Rechsteiner freut sich schon auf eine neue «Koalition der Vernunft». (kkl)

Die NZZ am Sonntag versucht das Wesen des russischen Präsidenten Wladimir Putin zu ergründen. Seine Politik lebe von «Angst und Gier», weiss das Blatt, ohne Angabe von Belegen. Die Sonntags-NZZ kolportiert auch die von «gewissen Beobachtern» geäußerten Gerüchte, wonach Putin vierzig bis sechzig Milliarden Dollar in seine Privatschatulle abgezweigt habe. Vielleicht stimmt's, vielleicht auch nicht. Was sicher falsch ist, ist folgender Satz: «Putin – der Zufallspräsident. So hat Beresowski, heute einer der ärgsten Kritiker Putins, die damaligen Geschehnisse [...] geschildert.» Der «heute ärgste» Putin-Kritiker Boris Beresowski ist im März letzten Jahres gestorben. (ww)



Aus dem Jenseits: Putin-Kritiker Beresowski.

Nachruf



Kampf um die Oper: Intendant Mortier.

Gerard Mortier (1943–2014) — Wenn die Oper auf den Rausch des Singens reduziert wurde und sich «im Pathos oder im Prunk des Spektakels» verlor, konnte er fuchtig werden, er empfand das als «Verrat an der ursprünglichen Idee». Den Kampf um die Oper führte er mit unerbittlicher Leidenschaft, mit Witz und mit Spass an der treffsicheren Sottise. Gerard Mortier agierte in der Welt des Musiktheaters so nachhaltig wie nur wenige Intendanten vor ihm, Sergei Diaghilew mit den Ballets Russes vielleicht, Otto Klemperer in der kurzen Zeit der Berliner Kroll-Oper und natürlich Rolf Liebermann in Hamburg, mit dem er dann einige Zeit in Paris zusammenarbeitete.

Zusammen mit Dirigenten wie Christoph von Dohnányi, Sylvain Cambreling, Pierre Boulez oder Esa-Pekka Salonen und Regisseuren wie Luc Bondy, Karl-Ernst und Ursel Herrmann, Patrice Chéreau, Herbert Wernicke, Michael Haneke und Christoph Marthaler arbeitete der studierte Jurist unverdrossen und erfolgreich über vierzig Jahre lang an der ständigen Erneuerung der Kontexte, in denen Oper erzählt werden sollte. Zunächst als Intendant in Brüssel, dann in Salzburg, bei der Ruhrtriennale, später in Paris und Madrid riss er das schwergängige Genre immer wieder aus der gefährlichen Schwerkraft miefiger Konventionen.

1992 wäre er beinahe Intendant der Oper Zürich geworden, stattdessen übernahm er für zehn Jahre die Salzburger Festspiele. Am Samstag ist Gerard Mortier in Brüssel gestorben.

Thomas Wördehoff

Superman muss liefern

Von Matthias Matussek — Papst Franziskus I. predigt wie sein Vorgänger die Entweltlichung. Doch anders als Benedikt XVI. ist er der Hippie in Jesuslatschen. Ist Bergoglio ein Mann der Tradition oder der Auflösung?

In der Welt des Pop ist Papst Franziskus mittlerweile eine Grösse, mit der man rechnen muss, spätestens seit ihn der *Rolling Stone* auf dem Titel präsentierte und Graffiti kursieren, die ihn als Superman darstellen. Mit 12 Millionen Followern ist er noch nicht ganz auf dem Niveau von Miley Cyrus, aber auf dem Weg dahin. Allerdings werden dort nur Klicks gezählt, während «Pope Francis» – wie seine Vorgänger – 1,2 Milliarden echte Follower hat, Gläubige, die ihm, dem Nachfolger Petri, ihrerseits mit grösster Loyalität verbunden sind. *Beat that, Miley!* Doch hier beginnt das Dilemma.

Die Pop-Gefolgschaft ist fragil. Eine Herrschaft, die in erster Linie aus Gesten, Zeichen und Bildern besteht, vermag die Herzen zu rühren, die Tiefen des Glaubens sind ihnen verschlossen. Bilder des Pop sind beliebig, sie meinen im Grunde lediglich ihre eigene Verkäuflichkeit. Sicher ist das katholische Abenteuer auch eines der Bilder und der Rituale, doch die sind auf die Mystik und die Wunder ausgerichtet, auf die Vergegenwärtigung eines konkreten historischen Geschehens, auf die religiöse Urerinnerung an jene Tage, in denen der Menschensohn sich opferte für das Heil der Welt.

Die ultramontane Bindung ist anspruchsvoller als die ultramoderne. Mit seinen stilistischen Neusetzungen bedient sich der Papst der Zeichensprache des Pop, und die ist eine der Äusserlichkeiten – er trägt Sandalen statt der traditionellen roten Schuhe, er lebt im Kardinalswohnheim Santa Marta und nicht in den päpstlichen Zimmern (was die Kasse erheblich mehr belastet, denn ein ganzes Stockwerk dieses Fünfsternehotels muss aus Gründen der Sicherheit geschlossen werden), er lässt sich in einem kleinen Renault chauffieren statt in einer Limousine, er durchbricht das Protokoll, wo immer er kann.

«Betet für mich»

Sicher, ein Jahr nachdem der argentinische Kardinal Bergoglio auf die Loggia über dem Petersplatz trat und schlicht «Buona sera» sagte und «Betet für mich» und später seine Schwester anrief und seinen Friseur, ist die Popularität des Papstes ungebrochen. Ach was, sie wächst. Und wächst. Und wuchert in Kreise und Schichten und Stämme hinein, die bis dahin eher Miley Cyrus folgten.

Er ist der Papst, der auf die Armen und Ausgegrenzten zugeht, der in seinen Generalaudienzen jeden gebrechlichen, jeden Rollstuhlfahrer, jedes Kind herzt, sein Name ist wie ein zweites Siegel dieses Pontifikats.

Papst Franziskus lebt im Gluthauch des *poverello*. Er predigt wie sein Vorgänger Benedikt XVI. die Entweltlichung. Doch anders als Benedikt, der sich ins Zeremoniell spannte und in die Tradition, ist Bergoglio der lächelnde Hippie in den Jesuslatschen. Franziskus, ein Heiliger der Armut auf dem Papstthron – geht das? Martin Mosebach, der Romancier und kluge ultramontane Essayist und Vatikankenner, befand kürzlich in einem Interview: «Armut als Stilfrage ist nichts wert, echte Armut kann gar nicht in einem Fünfsternehotel gelebt werden.»

Sie soll es auch gar nicht. Papst Franziskus könnte die franziskanische Armut, die eine ohne Geländer ist, gar nicht erlauben, denn er hat dieses prächtig-mächtige Kirchenschiff zu führen, und die See ist hoch und rau in diesen Zeiten und tückisch, denn das endlose Spiel des Pop ermöglicht endlose Fälschungen, welche die Wahrnehmung trüben und einen Teppich aus Zeichen ausrollen, der mit Glauben wenig zu tun hat. Vielleicht hilft ein Blick auf jene Epochenfigur des 13. Jahrhunderts, des frommen Jahrhunderts, das nicht nur Franziskus, den Tänzer Gottes, sah, sondern auch Thomas von Aquin, den Logiker, Albertus Magnus,

Will dieser Papst gefallen um jeden Preis, oder will er die Kirche der Gläubigen retten?

Meister Eckart, Dominikus, die Gotik der himmelsstürmenden Kathedralen, auch der Minne. Die Menschheit trat ins Licht der Vernunft – bis dahin, so G.K. Chesterton, war alles dunkles Vorspiel. Die Kirche war zerrissen, sie kämpfte um ihre Gestalt, nicht nur in den Kreuzzügen, sondern auch mit den Mitteln der Inquisition.

Schauen wir auf den heiligen Franziskus von Assisi, wie er nach dem Schauprozess auf dem Domplatz 1207 seinem Vater entgegenschleudert: «Von nun an werde ich einem anderen Vater dienen, dem im Himmel», denn er hatte die Stimme gehört – er war ein grosser Stimmenhörer –, die ihm leise befahl: «Franziskus, bau mein Haus wieder auf», und mit diesem Haus war nicht nur die Portiuncula gemeint, die kleine Kapelle, die er buchstäblich Stein für Stein mit den Händen aufbaute, sondern die Gesamtkirche, die der Glaubenserneuerung bedurfte.

Er warf seinem Vater das Geld vor die Füsse und die Kleider, die er trug, und lief nackt hinaus, in den Wald, der in jenen Wintertagen überfroren war, und so, mittellos und ohne

Freunde und ohne jeden irdischen Halt, begann er – zu singen. Er warf sich Gott an den Hals und sang. Es dauerte, bis der Papst in Rom ihm das Privileg gewährte, einen eigenen Orden zu gründen, der sich nach den Tugenden Besitzlosigkeit, Keuschheit, Gehorsam richtete.

Gigantischer Glaubensaufbruch

Franziskus war zunächst ohne irdischen Halt, aber auch ohne Verantwortung. Er verstand sich ganz in der *Imitatio Christi*, der Christus-Nachfolge. Er liess sich durch den Papst – den strengen, machtbewussten Innozenz III. – kirchenrechtlich legitimieren. Der war klug genug, zu wissen, dass der *poverello* – dieser kleine, dunkelhäutige, wieselnde Troubadour, der sich unter Aussätzigen tummelte und sich als Diener aller verstand – die Kirche hätte zerreißen können, denn sein Zulauf war enorm. Überall verliessen wohlbetuchte Bürger Besitz und Familien, um mit den minderen Brüdern zu leben. Ein gigantischer Glaubensaufbruch. Innozenz band Franziskus ein. Er hatte das Schiff zu lenken.

So haben wir es mit einer Doppelnatur auf dem Petri-Stuhl zu tun. Bergoglio lebt in der *Imitatio Francesci* als minderer Bruder und als Papst. Er ist zugleich oberste Instanz und evangelischer Eiferer. Stets lächelnd, stets unberechenbar, ob es seine morgendlichen Predigten in der Kapelle von Santa Marta sind oder Interviews mit Atheisten, in denen er die sicheren Planken der dogmatischen Lehre zu verlassen scheint. Irritierend womöglich, aber für einen dialektischen Jesuiten durchaus machbar.

Seine erste Enzyklika vom Oktober 2013 ist neben den Interviews und Spontanäusserungen das bisher einzige Dokument, aus dem die Auguren zu entziffern versuchen, wohin die Reise mit diesem Papst geht. Er verkündet die Freude des Evangeliums («*evangelii gaudium*») und gleichzeitig die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. In seiner Enzyklika beschwört er die Gemeinschaft des mächtigen Gottesvolkes in seiner geschichtlichen Gestalt und dessen Aufbruch in die heutige Welt. Drastisch kritisiert er die Auswüchse der Marktgemeinschaft, mit innigster Teilnahme fordert er den Einschluss der Armen und der Ärmsten.

Daneben sammelt er, er sichtet und mustert, was noch bekannt ist von Katechismus und Dogmatik in einer säkularisierten Welt, etwa zur Morallehre, die den Zeitgenossen offenbar die wichtigsten Schlachtfelder liefert. Bisher, in seiner Tätigkeit als Kardinal in Buenos Aires, war er in diesem Bereich rüttelfest. Er

verdammt die «Homoehe» unter Präsidentin Kirchner als «Teufelswerk», sprach sich harsch gegen Empfängnisverhütung und ganz besonders gegen Abtreibung aus. Nichts darunter, was der Leserschaft des *Rolling Stone* gefallen dürfte – und Miley Cyrus schon gar nicht.

Es wird abzuwarten sein, ob er hier die kirchliche Dogmatik lockert. Es ist gut möglich, dass seine moderne Zeichensprache und sein lässiger Umgang mit der sichtbaren Tradition falsche Erwartungen wecken. Ein Vabanquespiel. Möglicherweise interessiert ihn dieser Komplex weniger, als es bei den deutschen Katholiken in ihrer kirchenreformerischen, ja geradezu reformatorischen Begeisterung der Fall ist, von denen indes nur noch 12 Prozent zur Kirche gehen, während der Rest an der Seitenlinie steht und die Medienaufmerksamkeit genießt. Möglicherweise sieht er am Kommandopult

der Weltkirche andere Prioritäten. In den Slums Argentiniens und Brasiliens kämpfen die Menschen ums tägliche Brot, auch in Afrika, in den islamischen Ländern, im Nahen Osten hat die Kirche andere Sorgen, sie kämpft ums Überleben, nicht um die Gunst der FAZ-Leitartikler oder obskurer Vereine wie «Kirche von unten». Will dieser Papst gefallen um jeden Preis, oder will er die Kirche der Gläubigen retten? Ein Jahr ist vergangen – nun muss der Superman liefern.

Seine Zustimmungswerte sind hoch. Sie liegen in den USA, wo 40 Prozent der Katholiken Kirchgänger sind, nach Angaben des Pew Research Center bei 84 Prozent. Doch das Pew Center ermittelte auch unter Benedikt XVI., dem medialen Buhmann, eine Zustimmung von 83 Prozent. Was ihn von Franziskus unterscheidet, ist, dass er sich diesen Spitzenwert erst erkämpfen musste – er tat es trotz der immen-

sen Aufräumarbeit, die ihm nach den Missbrauchsskandalen aufgehalst worden war.

Den Spitzenwert erreichte der Vorgänger Johannes Paul II., und das, obwohl er den Wünschen seiner Herde am wenigsten entgegenkam. Mitsprache der Basis? Wohl kaum. Den Absolutheitsanspruch des Papstamtes rückte er in seiner Enzyklika «*Veritatis splendor*» klar, mit seiner Enzyklika «*Evangelium vitae*» donnerte er gegen Abtreibung und Euthanasie. Die Zustimmung schoss dennoch auf 93 Prozent.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Pontifikat von Benedikt. Als er mit seinem Motuproprio «*Summorum pontificum*» der Weltkirche die alte Messe wieder zurückgab, die von Medien und den vielen katholischen Vereinsmeiern in einem nachkonziliaren Veränderungsrausch verpönt worden war, schossen seine Zustimmungswerte in die allerhöchsten Höhen.

Einer der Befragten könnte Jimmy Fallon gewesen sein, der Talkshow-Host und Jay-Leno-Nachfolger, der kürzlich bekannte, dass ihm diese strenge Form der Messe, die er aus seiner Kindheit kenne, am besten gefalle – er habe die Nase voll davon, dauernd mit dem Banknachbarn Händchen zu halten oder jemanden anderen «emporzuheben», als sei der das Baby Simba im «König der Löwen».

Das Wunder geschah

Ist Bergoglio also ein Mann der Tradition oder der Auflösung? Einer, der die Gegenweltlichkeit der Kirche im Auge hat oder ihre Anpassung an die Bedürfnisse der Popkultur? Immerhin hat er kürzlich in einer geharnischten Stellungnahme den Unsinn des «Superman» zurückgewiesen. Auf dem Scheitelpunkt der Syrien-Krise, am Vorabend einer möglichen militärischen Intervention der USA wegen des Giftgasangriffes des Regimes auf Zivilisten, der die von Präsident Obama gezogene rote Linie überschritt, liess Papst Franziskus auf dem Petersplatz um Frieden beten. Eine beeindruckende Vigil mit Hunderttausenden.

Und das Wunder geschah: Anderntags rückte Russlands Aussenminister Lawrow mit einer erstaunlichen Kompromissinitiative vor, die die Vernichtung syrischer Giftgasarsenale zum Ziel hatte und einen amerikanischen Militärschlag überflüssig machte. Nun soll Franziskus dafür vielleicht den Friedensnobelpreis erhalten. Eine zweischneidige Freude für unseren Papst. Denn einerseits bedeutet es, dass das Nobelpreiskomitee an die Macht des Gebetes glaubt. Auf der anderen Seite könnte es den Anfang vom Ende eines grossen Charismatikers einläuten – schliesslich hiess einer seiner Vorgänger Barack Obama, die mittlerweile grosse Enttäuschung der US-Politik, ganz besonders für seine Anhänger, seine Follower.

Matthias Matussek war 26 Jahre in verschiedenen Funktionen beim Nachrichtenmagazin Spiegel tätig. Vor kurzem wechselte er zur Berliner Tageszeitung *Die Welt*. Er ist einer der renommiertesten Autoren Deutschlands.



Beat that, Miley! Papst Franziskus I. beim Bad in der Menge.

Speckmade in der Extrawurst

Von Christoph Mörgeli

In der letzten *Weltwoche* hat uns Botschafter Tim Guldemann aus Berlin eine diplomatisch durchfrisierte Version seiner Rede vor den Zürcher SP-Genossen aufgetischt. Wir halten uns hingegen an seinen Urtext, wie ihn die linke Zeitung *P.S.* überliefert: Ein «führender Politiker» habe Guldemann erklärt, «seine Toleranz für den Parasitenstatus der Schweiz in Europa stosse zunehmend an ihre Grenzen». Entsprechend sei das Bild falsch, dass die Schweiz «der Stachel im Fleisch Europas» sei: «Es müsste eher heissen, die «Made im Speck».» Und bei der Personenfreizügigkeit gebe es keine «Extrawurst für die Schweiz».

Fazit I: Guldemann und seine Gesprächspartner beurteilen die Schweiz als eine Speckmade in der Extrawurst des Sonderfalls. Fazit II: Guldemann zeigt keinerlei Anzeichen, auf Gehalt, Titel und Prachtresidenz zu verzichten – alles Privilegien, die ihm die Bürger unseres parasitären Extrawurstgebildes bezahlen.

Ebenfalls Wohnrecht im Berliner Botschaftspalast geniesst Guldemanns Angehraute Christiane Hoffmann. Sie arbeitet als stellvertretende Ressortleiterin «Hauptstadtbüro» beim Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Dort schreibt die Journalistin Hoff- beziehungsweise Guldemann einfühlbare Politikerporträts, etwa über Rainer Brüderle: «Ich erinnere mich an den Griff an meinen Ellbogen, den Arm um die Schulter. Es gab keinen Grund, sich dort länger aufzuhalten.» Niemand weiss, inwiefern solche Artikel unserem Parasitenstaat diplomatisch nützen. Die einzige nicht existente Konfliktforschung im Schweizer Aussendepartement ist die Interessenkonfliktforschung.

In Zürich rief Botschafter Tim Guldemann seine Genossen zu einem «neuen Konsens in der Schweiz» auf. Es brauche jetzt «eine Links-Mitte-Allianz». Unser Undiplomat in Berlin ist auch ein politischer Grossarchitekt. Als Träger des Moses-Mendelssohn-Preises «für Toleranz gegenüber Andersdenkenden» kann ihm die andersdenkende Mehrheit vom 9. Februar egal sein. Guldemann ist am Friedensvertrag mit Tschetschenien gescheitert. Guldemann ist in Teheran an der Regierung Bush gescheitert. Guldemann ist als Kandidat für den Botschafterposten in Israel gescheitert. Doch Guldemann gilt als unser bester Diplomat. Vielleicht versuchen wir's einmal mit dem schlechtesten. Denn es steht geschrieben: «Die Letzten werden die Ersten sein.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Sozialdemokratische Nivea-Bubis

Von Peter Bodenmann — Höhere Gewinne für Beiersdorf bedeuten weniger Kaufkraft für Lohnabhängige und Rentner.



Hoch die internationale Solidarität mit dem Import-Kapital: SP-Politiker Wermuth.

Rudolf Strahm war als Preisüberwacher nicht sehr wirksam. So dürfen die Elektrizitätswerke dank ihm für ihre Netze heute einen Zins von 4,79 Prozent verrechnen. Als ob die Finanzierung von Stromnetzen mit Risiken verbunden wäre. Immerhin hat Strahm nachgerechnet, dass wir Schweizer – Unternehmen und Haushalte – pro Jahr für importierte Waren und Dienstleistungen 30 Milliarden Franken zu viel bezahlen. Dies wegen einer Vielzahl von meist unnötigen Handelshemmnissen aller Art. Wer regelmässig im Euro-Raum einkauft, weiss: Daran hat sich seither rein nichts geändert.

Der Bundesrat will der Kartellkommission etwas mehr Rechte geben und die direkten Interessenvertreter aus diesem Tempel der notorischen Blockierer vertreiben. Niemand hat mehr Interesse an günstigen Waren und Dienstleistungen als Schweizer – jene mit und jene ohne Pass – mit kleinen und mittleren Einkommen und Renten. Der Nationalrat ist trotzdem mit 106 zu 77 Stimmen nicht auf das Gesetz eingetreten. Logisch, dass die SVP und die CVP die in- und ausländischen Kartellbrüder verteidigen.

Wenn fünfzehn Nationalräte anders stimmen, wäre das Resultat in die gegenteilige Richtung gekippt. Sechs SP-Nationalräte und elf Grüne verteidigten Multis wie Beiersdorf, die dafür sorgen, dass wir für die gleiche Dose

Nivea doppelt so viel bezahlen wie die Deutschen. Die Grünen verteuern das Leben in der Schweiz künstlich. Neu ist, dass auch der politische SP-Nachwuchs ins Lager der Gegner europäischer Marktpreise rutscht.

Der Hauptharst der sozialdemokratischen Jungmannschaft versenkte die Kartellrevision und verteidigte so die Hochpreisinsel Schweiz: Max Chopard, Barbara Gysi, Philipp Hadorn, Corrado Pardini, Jean Christoph Schwaab, Cédric Wermuth.

Die neue SP-Logik: Je teurer Nivea und Rindfleisch, desto weniger schmiert man sich ins Gesicht beziehungsweise kommt auf den Teller. Eine effizient nachhaltige Preisfolter für die Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen und Renten.

Im Jahr 2000 hielt Simonetta Sommaruga in einem *Facts*-Interview fest: «Wir müssen offen eingestehen, dass unsere Migrationspolitik, die klar zwischen echten und unechten Flüchtlingen unterscheiden will, ungerecht ist. Vielleicht sollten wir wirklich über Quoten diskutieren: So viele Ausländerinnen und Ausländer können oder wollen wir aufnehmen. Das würde auch uns zur Ehrlichkeit zwingen.»

Ehrlich, die Positionen von SP und SVP gleichen sich schleichend auf immer mehr Feldern an. Neu auch im Kartellbereich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Putin weckt die Nato

Von Hansrudolf Kamer — Der Westen reagiert auf Putins Krim-Eskapade. Militärische und politische Massnahmen sollen osteuropäische Nato-Mitglieder schützen.



Putins Abenteuer auf der Krim hat eine schlummernde Nato aufgeweckt. Die Amerikaner verlagern F-16-Kampfflugzeuge nach Polen. Zusätzliche F-15 wurden nach Litauen geschickt. Awacs-Flugzeuge patrouillieren an der Nato-Ostgrenze. Ein Lenkwaffenzerstörer tummelt sich im Schwarzen Meer für ein Manöver mit Rumänien und Bulgarien, beide Nato-Mitglieder. Im östlichen Mittelmeer liegt ein US-Flugzeugträger mit seinen Begleitschiffen.

Die North Atlantic Treaty Organization ist ein Militärbündnis, aber eines mit einer politischen Seele. Die Verstärkung der – kaum existenten – litauischen Luftverteidigung begründete Verteidigungsminister Olekas damit, sie sei die Antwort auf die russische Aggression in der Ukraine, aber auch die erhöhte militärische Aktivität in der benachbarten Exklave Kaliningrad, dem alten Königsberg.

Kampfflugzeuge der Nato überwachen regelmässig den Luftraum der baltischen Mitgliedstaaten Estland, Lettland und Litauen. Auch in ihnen gibt es russische Minderheiten, die Putin mobilisieren könnte. Die Krise liefert dem westlichen Bündnis den Anlass, die militärisch prekäre Stellung der Balten gegenüber dem russischen Bären zu verbessern und die bisherige politische Rücksichtnahme auf vermeintliche Moskauer Empfindlichkeiten abzubauen.

Wenn Putin nicht einlenkt, könnte es zu einer neuen strategischen Ausrichtung der Allianz kommen. Die östlichen Mitglieder dringen seit langem darauf, dass die Nato ihre Selbsteinschränkungen von 1997 – als in einem Grundlageabkommen die Beziehungen zu Russland festgeschrieben wurden – sukzessive aufgibt.

Die Nato verzichtete damals darauf, Bodentruppen in den ehemaligen Warschauerpakt-Staaten zu stationieren. Ausserdem verpflichtete sie sich auf die berühmten drei «Nein»: keine Absichten, keine Pläne, keine Gründe, in diesen Ländern Nuklearwaffen zu lagern.

Moskau nahm damals diese Beschwichtigungsversuche als selbstverständlich zur Kenntnis. Die Regierungen der neuen Mitgliedsländer dagegen waren verärgert. Ihr Un-

mut steigerte sich, als Präsident Obama kurz nach seinem Amtsantritt die in Polen und Tschechien geplante Raketenabwehr stoppte – als ein Element seiner Reset-Politik gegenüber Moskau, die nun in Trümmern liegt.

Bewegungsfreiheit für Moskau

Der Nato-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen erklärte in einem Gespräch mit der *Bild*-Zeitung, die Zusammenarbeit mit der politischen und militärischen Führung der Ukraine werde ausgeweitet, um die Leistungsfähigkeit der ukrainischen Streitkräfte zu verbessern. Die Planungen für gemeinsame Militärübungen mit Russland seien abgebrochen worden. Das ganze Verhältnis zu Moskau werde unter die Lupe genommen.

Kein Mitglied des Bündnisses will einen Krieg mit Russland wegen der Ukraine. Eine ganz andere Sache ist es, wenn Nato-Mitglieder direkt bedroht werden. Die Nato sieht sich gezwungen, ihre politisch strategische Glaubwürdigkeit zu reparieren, und zwar rechtzeitig, damit es nicht zu einer solchen Konfrontation kommt. Dafür ist sie nach Jahren des Sparens und des kräftezehrenden Einsatzes in Afghanistan schlecht gerüstet.

Die Antwort auf die Frage, weshalb Putin die Krim annektieren will, hat auch eine militärstrategische Komponente. Moskau hätte

dann die Möglichkeit, seine eher marode Schwarzmeerflotte in Sewastopol wieder aufzurüsten. Der Pachtvertrag mit der Ukraine schreibt Höchstzahlen vor und verbietet vor allem die Modernisierung. Moskau war deshalb in den russischen Schwarzmeerbahnen Noworossijsk ausgewichen, der in den letzten Jahren für die Kriegsmarine ausgebaut wurde.

Die Annexion gibt Moskau Bewegungsfreiheit. Auch verbessert es seine Kontrolle über die geplanten Pipeline-Projekte in der Region. Im östlichen Mittelmeer könnten die Russen wirkungsvoller operieren. Hier stossen sie allerdings an eine alte Grenze, die heute Nato-Territorium ist, die Türkei. Der Weg zum Mittelmeer führt durch die Dardanellen.

Die Reaktion des türkischen Aussenministers Ahmet Davutoglu war eindeutig. Er flog nach Kiew und erklärte dort unmissverständlich, die Türkei könne nicht ignorieren, was auf der Krim passiere. Ihre Sicherheit sei davon betroffen.

Vieles ist im Fluss, und ob die neue Entschlossenheit der Nato andauert, steht in den Sternen. Immerhin könnte sie nun die Gelegenheit beim Schopf packen, Fehler der Vergangenheit ausbügeln und Osteuropa militärisch wirklich integrieren.

Das britische Wochenmagazin *Spectator* liegt wohl richtig mit der Annahme, die Regierungen Westeuropas würden am liebsten mit Moskau einen Modus Vivendi finden, verletzte Grossmachtgefühle alimentieren und dem Kreml ehemals sowjetische Gebiete zur friedlichen Verwaltung überlassen. Die Bevölkerungen, die unter diesem System Putin leben müssten, akzeptierten den Deal aber nicht. «And peoples don't do realpolitik.»



Alte Grenze: Polens Präsident Komorowski wendet sich an die USA.

Gut gelernt

Von Henryk M. Broder —
Kanzlerin Merkel sucht das
Gespräch mit Putin.



Die Bundeskanzlerin macht derzeit eine für sie vollkommen neue Erfahrung: Sie redet zu einer Wand, und die Wand antwortet nicht. Nun ist der Mitschnitt eines Telefonats zwischen Angela Merkel und dem russischen Präsidenten bekanntgeworden. Es wurde auf Russisch geführt, das die Kanzlerin in der DDR gelernt hat. (Putin, in den achtziger Jahren KGB-Resident in Dresden, spricht gut Deutsch. Aber nur, wenn er mag.) Ein Auszug:

Merkel: Guten Tag, Wladimir Wladimirowitsch, ich hoffe, es geht Ihnen gut.

Putin: (Schweigt)

Merkel: Wladimir Wladimirowitsch, ich will gleich zur Sache kommen. Sie haben mich mit Ihrer Intervention in eine unmögliche Situation gebracht. Ich habe meinen Aussenminister nach Kiew geschickt, er hat dort ein Abkommen zwischen dem ukrainischen Präsidenten und der Opposition ausgehandelt; es sah alles nach einem Erfolg aus, und dann kommen Sie und besetzen die Krim. Was würden Sie sagen, wenn wir Königsberg besetzen würden, nur weil es mal zum Deutschen Reich gehört hat?

Putin: (Schweigt)

Merkel: Wladimir Wladimirowitsch, Sie wissen doch, wie sehr mir die deutsch-sowjetische, ähm, die deutsch-russische Freundschaft am Herzen liegt. Ich habe mich immer an alle Abmachungen gehalten. Ja, ich habe Sie ab und zu öffentlich kritisiert, das musste sein, die Deutschen mögen es nicht, wenn friedliche Demonstranten von der Polizei verprügelt werden. Aber ich habe Sie immer in Schutz genommen, wenn Sie als Despot angegriffen wurden. Noch da, Wladimir Wladimirowitsch?

Putin: (Schweigt)

Merkel: Also geben Sie sich einen Ruck, und holen Sie Ihre Jungs wieder zurück. Sie werden doch wegen einer albernen Halbinsel nicht unsere Freundschaft aufs Spiel setzen. Und wenn die EU-Sanktionen gegen Ihr Land verhängt und Ihre Freunde sich keinen Urlaub mehr in Baden-Baden oder Nizza leisten können, wird es auch für Sie ungemütlich.

Putin: (Schweigt)

Merkel: Ich muss jetzt aufhören, ich habe gleich einen Termin beim Physiotherapeuten. Gut, dass wir miteinander gesprochen haben. Ich melde mich wieder. *Spasibo.*

Jetzt ist Exzellenz gefragt

Von Kurt Schiltknecht — Die Begrenzung der Zuwanderung ist eine grosse Chance, weil damit die Innovativen und Produktiven belohnt werden. Auch für die Löhne verheisst sie Gutes.

Am 9. Februar war ich in Neuseeland. Der Aufschrei, der in der Wirtschaft, in den Medien und bei den EU-Gremien nach dem weisen Volksentscheid ausbrach, war selbst auf der anderen Seite der Erdkugel zu hören. Doch die Neuseeländer nahmen davon keine Notiz. Seit vielen Jahren kontrollieren sie die Einwanderung, und nicht wenige denken über eine Verschärfung nach.

Das Wehklagen eines Teils der schweizerischen Wirtschaft über den Volksentscheid bestätigt eindrücklich die immer wieder bestrittene These, dass dank des Zugriffs auf ausländische Arbeitskräfte die Löhne niedrig gehalten werden konnten. Nach dem Volksentscheid können die Ungleichgewichte auf dem Arbeitsmarkt nicht mehr durch den Rückgriff auf ausländische Arbeitskräfte ausgeglichen werden. Künftig muss der Ausgleich über einen Anstieg der Löhne erfolgen.

Das wissen die Arbeitgeber. Deshalb beklagt sich auch ein Teil von ihnen über das Abstimmungsergebnis. Steigende Löhne müssen allerdings nicht das Ende der Erfolgsgeschichte des schweizerischen Wirtschaftsstandorts bedeuten. Längerfristig können die Beschränkung der Zuwanderung und die damit einhergehenden höheren Löhne ähnlich positive Wirkungen haben, wie dies der starke Franken hat. Auch bei der ersten Aufwertungswelle des Frankens in den 1970er Jahren wurde das Ende der schweizerischen Wirtschaft ausgerufen. Die damaligen Unkenrufe waren falsch, denn dank Innovationen und Produktivitätsfortschritten konnte selbst die schweizerische Exportwirtschaft ihre führende Stellung bewahren.

Nichts für Politiker und Bürokraten

Die Begrenzung der Einwanderung kann einen ähnlich positiven Prozess auslösen. In einer ersten Runde werden die Arbeitskräfte jener Wirtschaftsbereiche profitieren, in denen die offenen Arbeitsplätze in der Vergangenheit grösstenteils mit ausländischen Arbeitskräften besetzt worden sind. Das war beispielsweise im Pflegebereich der Fall. Aus sozialpolitischer Sicht ist ein marktwirtschaftlich gerechtfertigter Anstieg der Löhne der unteren Einkommenschichten zu begrüssen. Für die Arbeitgeber sieht die Situation etwas anders aus. Wegen der höheren Löhne steigen

die Produktionskosten, und die Wettbewerbsfähigkeit nimmt ab. Dieser Herausforderung müssen die Unternehmer, so wie das bei einer Währungsaufwertung der Fall ist, mit Produktivitätsverbesserungen und mit der Entwicklung von besseren und innovativeren Produkten begegnen. Nicht alle Unternehmen werden dazu in der Lage sein. Einige Unternehmen werden ihre Tore schliessen müssen. Dadurch werden Arbeitskräfte freigesetzt, die dann in produktivere Bereiche abwandern und dafür sorgen werden, dass die Löhne nicht in den Himmel steigen. Die Begrenzung der Zuwanderung wird zweifellos den Druck auf die schweizerische Wirtschaft erhöhen, noch produktiver und innovativer zu werden.

Der Strukturwandel wird allerdings nur dann eine positive Richtung einschlagen, wenn er nicht durch rigide Arbeitsmarktregulierungen und durch eine falsche Einwanderungspolitik behindert wird. Die Gefahr besteht, dass



der Arbeitsmarkt immer mehr reguliert wird und mit der Zuteilung von Kontingenten für ausländische Arbeitskräfte schwache Wirtschaftsbereiche oder Regionen unterstützt und die bestehenden Wirtschaftsstrukturen zementiert werden. Politiker und Bürokraten haben bei der Zuteilung der ausländischen Arbeitskräfte und bei der Lohnbildung

nichts zu suchen. Sowohl die Zuteilung als auch die Lohnbildung muss über den Markt erfolgen. Indem beispielsweise die Rechte für zusätzliche ausländische Arbeitskräfte versteigert würden, könnte den Marktverhältnissen Rechnung getragen werden. Es wäre auch einigermaßen Gewähr geboten, dass nur ausländische Arbeitskräfte in die Schweiz geholt werden, die den Unternehmungen und damit der schweizerischen Wirtschaft einen echten Mehrwert bringen. Bei einem Auktionssystem hätte jedes Unternehmen die Chance, jene Spitzenleute aus dem Ausland zu holen, die in der Schweiz nicht verfügbar sind.

Würde am freien Personenverkehr festgehalten, so würde die schweizerische Wirtschaft als Ganzes zwar wachsen, doch sich immer mehr dem europäischen Durchschnitt anpassen. Eine solche Entwicklung darf nicht das Ziel der Wirtschaftspolitik sein; sie muss dafür sorgen, dass die schweizerische Wirtschaft dank einer liberalen Wirtschaftsordnung auch weiterhin an der Spitze bleibt.

Der Cenovis-Effekt

Von Kurt W. Zimmermann — Die älteste Tradition in den Schweizer Medien lebt weiter. Frank A. Meyer prügelt auf die NZZ ein.

Es war ein Sonntag wie jeder andere. Es war also ein Sonntag, an dem Frank A. Meyer wieder einmal die *Neue Zürcher Zeitung* ver Möbelte.

An diesem letzten Sonntag zog die NZZ sich Meyers Zorn zu, weil sie eine härtere Haltung der EU gegenüber Russland gefordert hatte. Ausgerechnet eine Schweizer Zeitung erteile Brüssel Ratschläge, erregte sich Meyer und schlug dann zu: «Die Ratschläge der NZZ, grosssprecherisch vorgetragen, spiegeln die helvetische Hybris.»

Schön gesagt. Die eloquenten Prügel von *Sonntagsblick*-Kolumnist Frank A. Meyer für die NZZ sind die vermutlich älteste Tradition im geschriebenen Schweizer Journalismus. Seit dem Jahr 1993 ist Meyer mehr als hundertmal über die NZZ hergezogen.

Immer kunstreicher und kreativer wurden in jener Zeit die abfälligen Bezeichnungen, mit denen Meyer das ungeliebte Blatt titulierte. Wir liefern gerne eine kleine Auswahl.

Für Meyer ist die NZZ «das Missionsorgan der neoliberalen Glaubensgemeinschaft», sie ist «das Zentralorgan der Marktreligiösen», «der *Osservatore Romano* der Finanzwirtschaft», «das treu ergebene Hausblatt der Schweizer Finanzszene», «das Blatt der SVP-Versteher», «das Zentralorgan der Finanzbranche» und schliesslich «das Blatt, das doch so gerne Weltblatt wäre».

Von Zeit zu Zeit schlägt die NZZ-Gruppe zurück und lästert dann ähnlich kreativ über Meyer, diesen «pittoresken Publizisten», diesen «Einflüsterer», diese «graue Eminenz», diese «Geistergrösse», diesen «Konzern-Philosophen» und diese «Schreibkraft».

Das Publikum verfolgt das Duell auch darum mit Ergötzen, weil hier tatsächlich zwei sehr unterschiedliche Weltsichten aufeinander treffen.

Da ist Meyer, Europa-Anhänger und Kapitalismusskeptiker, der nichts mehr fürchtet als eine internationale Isolation der Schweiz. In Fragen wie Bankgeheimnis, Steuer- und Verkehrspolitik argumentiert er darum opportunistisch und rät der Schweiz zur Anpassung.

Dann ist da die *Neue Zürcher Zeitung*, nationalbewusst und wirtschaftsnah, die nichts mehr fürchtet als eine leichtfertige Opferung landeseigener Interessen. Rund um den Banken- und Finanzplatz argumentiert das Blatt darum halstarrig und rät der Schweiz zum Widerstand.

Andererseits ist die EU-kritische NZZ wiederum die einzige Schweizer Zeitung, die auch



Kreativer Rohrspatz: Kolumnist Meyer.

in Berlin, Brüssel und London zur Kenntnis genommen wird, und zwar genau in jenen internationalistischen und elitistischen Kreisen, zu denen auch Meyer sich hingezogen fühlt.

Das Verhältnis des Publizisten zum Weltblatt ist darum durch den Marmite-Effekt am besten beschrieben.

Marmite ist ein dunkelbrauner Brotaufstrich aus Grossbritannien, der aus genutzter Bierhefe gewonnen wird. Er ist extrem würzig und darum sehr beliebt. Andererseits gilt Marmite als ein minderwertiges Produkt, von dem man eher die Finger lassen sollte. Als «The Marmite Effect» bezeichnet man im angelsächsischen Raum darum eine Sache, zu der man sich hingezogen und von der man sich gleichzeitig abgestossen fühlt.

Frank A. Meyer geht es mit der NZZ genauso. Er schimpft seit über zwanzig Jahren wie ein Rohrspatz über das Blatt der inneren, schweizerischen Werte und weiss gleichzeitig, dass es das einzige Blatt ist, das die Schweiz nach aussen trägt. Hassliebe sagt man dem.

In der Schweiz kennt man Marmite unter dem Namen Cenovis. Cenovis wurde in den dreissiger Jahren in der Brauerei Rheinfelden erfunden. Es ist genau derselbe dunkelbraune, salzige Brotaufstrich aus gebrauchter Bierhefe.

Auf Frank A. Meyer und seine NZZ übertragen, stellen wir also einen klaren Fall von Cenovis-Effekt fest.

10 000 Schritte

Von Beatrice Schlag — Auf dem Weg zur Selbstvermessung.

Selbst Kettenraucher haben nie behauptet, das Rauchverbot in den Restaurants und öffentlichen Gebäuden habe ihre körperliche Gesundheit verschlechtert. Nur die Freude am Zusammensitzen.



Ex-Bürgermeister Bloomburghs Versuch, in New York den Ausschank von Cola und anderen Süssgetränken in Bechern zu untersagen, die mehr als 473 Milliliter fassen, wurde zwar gerichtlich gestoppt, aber er blieb in den Köpfen hängen. Standhaft an Pommes frites und frittierten Chnusperli in den Supermärkten vorbeizugehen, versuchen eh alle. Denn dick werden oder bleiben will keiner. Bekanntlich ist es nicht die Hoffnung, die als Letztes stirbt, sondern die Eitelkeit.

Dass der Mensch am Tag mindestens 10 000 Mal einen Fuss vor den anderen setzen sollte, bläuen uns Ärzte, Physiotherapeuten und Turnlehrer seit Jahrzehnten ein. Im Moment ist das Trommelfeuer sogar ohrenbetäubend. Selbstverantwortung! Es nervt, weil man keine Gegenargumente hat.

Natürlich will man bis ins hohe Alter elastisch bleiben, aber 10 000 Schritte am Tag sind kein Klacks. Man muss dazu ziemlich viele Tramstationen später ein- oder aussteigen. Kommt dazu, dass wir die vielen Schritte nicht aufs Mal abhaken, sondern mindestens einmal pro Stunde aufstehen und uns kurz, aber dynamisch ein paar Minuten bewegen sollen, damit unser Lymphsystem trainiert bleibt.

Elektronische Armbänder und andere Schrittzähler erzielten in den USA im letzten Jahr 290 Millionen Dollar Umsatz. Für dieses Jahr wird eine Umsatzverdoppelung erwartet. Amerikaner sind auf Selbstverantwortung trainiert. Wir nicht, wir sind alle krankenversichert.

Die widerwärtige Erkenntnis ist, dass auch bei uns kein Weg an den 10 000 Schritten vorbeiführt, sonst explodieren die Prämien. Wir brauchen dafür nicht unbedingt etwas am Handgelenk. Aber mit Armband wird unser Unwille zur Selbstverantwortung unangenehm messbar. Man kann auch im Kopf Schritte zählen, wenn man sich dem elektronischen Schnickschnack nicht unterwerfen will. Es macht keine Freude, so oder so.

«Anscheinend hat Putin mit der einfachen Sowjet-Formel immer noch Erfolg.» *Ali Tunali*



«Die Vormachtstellung der USA ist Geschichte»: Russlands Präsident Putin.

Fast eine Bewunderung

Nr. 10 – «Putins Stärke»; Hansrudolf Kamer über den russischen Präsidenten

Die *Weltwoche* hat es einmal mehr auf den Punkt gebracht: Wladimir Putins Stärken überfordern den Westen. Es ist ja aber noch viel schlimmer: Nicht nur Putin, sondern auch die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative hat ja den Westen (inklusive der Schweizer Politiker) hoffnungslos überfordert. Es ist tatsächlich nicht an den Haaren herbeigezogen, wenn Russland von fehlendem Menschenverstand spricht.

Jakob Hardegger, Zürich

Wir leben in einer multipolaren Welt mit globalen Themen. Die Vormachtstellung der USA ist Geschichte. Im Entstehen begriffene Pole sind sicher Russland und China. Die Führer dieser zwei Völker haben dasselbe Ziel: eine selbstbewusste und offene Zivilisation zu sein. Es geht nicht darum, die Welt zu beherrschen. Die westlichen Länder benehmen sich zurzeit wie Flöhe, die sich darüber streiten, wem der Hund gehört, auf dem sie leben.

Peter Meier, Volketswil

Ich habe eigentlich von der *Weltwoche*, dem Magazin, das für Freiheit, Selbstbestimmung und Demokratie einsteht, etwas anderes erwartet. Anstatt Unterstützung und Verständnis aufzubringen für die Situation der Ukrainer, welche eben gerade die ganze Welt gelehrt

haben, was es heisst, für die Freiheit zu kämpfen, schrieb die *Weltwoche* von Verteidigung, Relativierung und von einer Art Verständnis für Putin, ja fast einer Bewunderung. Bei uns ist doch die Situation ähnlich, einfach ein paar Nummern kleiner: Wir haben nicht Russland, sondern die EU als Nachbarn, wir haben nicht Janukowitsch und seine Günstlinge, sondern unsere Regierung mit all den Organisationen, die irgendwie profitieren. Wir wollen nicht Teil der EU sein, genauso wenig wie die Ukraine Teil Russlands sein will. Was würden Sie denn schreiben, wenn unser Tessin von Italien besetzt würde, um die Italienischsprechenden zu schützen?

Anscheinend hat Putin mit der einfachen Sowjet-Formel immer noch Erfolg: Wirf dem Westen das vor, was du gerade selbst gemacht hast, machst oder machen wirst! Wenn man das Buch von Wladimir Bukowski von 1996 liest («Abrechnung mit Moskau»), wird einem nochmals bewusst, wie gut Russland im Manipulieren ist.

Ali Tunali, Frenkendorf

Die EU wird einknicken vor Putin, wenn sie keine Liebesgrüsse aus Panzerrohren erhalten möchte. Putin ist nicht Gorbatschow. Warum die Politiker nicht auf die Idee kommen und es endlich so machen wie die Schweizer: Neutralität, basta! Ist es nicht wünschenswert, wenn die Schweiz, Deutschland, Österreich, Ungarn damit anfangen: Wir bilden einen neutralen Staatenbund, höchste Zeit wäre es dafür! Las-

sen wir doch den Weltpolizisten sich einfach mit den anderen Staaten in den Ruin rüsten (USA: 700 Milliarden Militärausgaben! China: 69 Milliarden Militärausgaben!). Wir rüsten auch auf, und zwar mit guten Strassen, Renten, bezahlbaren Krankenkassen (und zwar für alle!) und so weiter. Rufen wir eine EU ins Leben nach schweizerischem Vorbild – ein neutrales Europa muss her!

Rüdiger Röthke, Berlin

Polit-Romantiker

Nr. 10 – «Die Lebenslüge des Kleinstaats»; Tim Guldemann über den «Sonderfall» Schweiz

Wer dreissig Jahre in der Schweiz und vierzig Jahre in Deutschland gelebt hat, ist frei von politischen Illusionen. Er ist Realist. Nur Polit-Romantiker glauben noch an Ideale. Botschafter Guldemann fordert für die Schweiz eine «Links-Mitte-Allianz» bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung von Referendum und Volksinitiative. Das ist widersprüchlich: Die zu erwartenden Links-Vorlagen der Allianz werden von der Rechts-Mehrheit der Wähler schlicht abgelehnt. Guldemanns «Links-Mitte-Allianz» ist am Ende. In der Schweiz regieren heisst das Wählervotum richtig antizipieren. Dann lassen sich Debakel wie das vom 9. Februar vermeiden. Die Schweiz bleibt für das Ausland berechenbar. Nur der Massstab ist ein anderer.

Die Schweiz ist ein wichtiger Handelspartner der EU. Aber sie wird in Brüssel als Fremdkörper angesehen, der zwar nicht beseitigt werden kann, aber doch in seine Schranken gewiesen werden muss. Die Schweiz soll sich dem Kartell der EU-Steuern und EU-Finanzstandards unterwerfen. Wettbewerb ist auf diesem Gebiet unerwünscht. Was ist also zu tun? Der Bundesrat sollte hinhaltenden Widerstand leisten, zum Beispiel im Freihandelsabkommen den Rechtsweg einschlagen und nicht als Polit-Romantiker schon neue Abkommen basteln. Vorauseilender Gehorsam wird von niemandem honoriert. Er kostet aber (was verschwiegen wird) Jahr für Jahr viele Milliarden. Der Steuerzahler erhält die Rechnung.

Charles B. Blankart, Berlin

Der Artikel beginnt mit dem Satz: «Die Abschottung, die das Volk am 9. Februar beschloss, hat für mich eine grössere Bedeutung.» Vielleicht sollte man den Titel mit folgendem Zusatz ergänzen: «Die Lebenslüge des Botschafters Guldemann». Warum? Gerade und speziell ein Botschafter sollte den Unterschied zwischen Abschottung und kontrollierter Zuwanderung kennen und dies auch dementsprechend im Ausland, wo auch immer, erläutern.

Beat R. Brenner, Küssnacht

Es stimmt mich wütend, wenn unser Schweizer Botschafter in Berlin kundtut, der «Sonderfall Schweiz» sei ihm peinlich. Offenbar fehlt ihm das Verständnis für eine gut funktionierende Demokratie. Einmal mehr zeigt es sich, wie unbeholfen unsere Bürokraten sind. Sie sind nicht fähig, den Standpunkt Schweiz unmissverständlich und klar den Euro-Theoretikern klarzumachen. Ich frage mich ernsthaft: Sind solche Unterhändler wirklich an der richtigen Stelle. Denn nur so sind solche Äusserungen zu verstehen.

Erich Kneubühler, Oberkirch

Der Text ist mir mehr als sauer aufgestossen. Was bildet sich dieser Staatsbeamte – der sein Einkommen von unseren Steuerfranken bezieht – eigentlich ein? Die Schweizer Bürger, die nicht nach seinem Gusto stimmen, als schizophrene Realitätsverweigerer zu qualifizieren, ist unter jeder Kritik und eher einem Proleten als einem Diplomaten angemessen. Ich frage mich ehrlich, wer eigentlich schizophren ist. Die EU, die sich nach Gusto mal an die eigenen Richtlinien hält oder aus politischer Opportunität eben nicht und überall Verträge unterschreibt, die sie ja sowieso nicht einhalten will oder kann? Oder eben diejenigen Stimmbürger, die das ganze, vor allem auf Schulden aufgebaute Brimborium, nicht mitmachen wollen?

Christine Sprenger, Winterthur

Letztes Bargeld

Nr. 10 – «Bitcoin ist nicht böse»; Florian Schwab über die Internetwährung

Im Mittelalter nannte man sie Gaukler und Scharlatane. Heute nennen sie sich Computerfreaks und Hacker. Wenn ein Bitcoin im Jahre 2011 10 Rappen kostete, wie können dann später 144.000 Bitcoins plötzlich 72 Millionen Franken wert sein? Bei einer solch exorbitanten Wertsteigerung würde ja das gesamte System zusammenbrechen, und es gäbe eine enorme Geldentwertung (Kaufkraftverlust). Dies ist wohl ein weiteres unglückliches Glücksspiel, jenen vergleichbar, welche es in etwas anderer Form schon seit Jahren gibt. Ich frage mich: Gibt es jetzt schon Hilfsanlaufstellen für solche, welche durch den Bitcoin-Wahn verarmen? Es ist bezeichnend, dass in Spanien bereits viele solcher Bitcoin-Automaten aufgestellt wurden, um diesen eh schon armen Menschen noch das letzte Bargeld mit realem Wert abzuluchsen. *Marcus Stoercklé jun., Basel*

Nüchterne Analyse

Nr. 10 – «Der totalitäre Professor»; Urs Paul Engeler über Andreas Auer

Jetzt ist Ihre sonst meist beachtenswerte Recherche über Ereignisse aller Art für einmal völlig aus dem Ruder gelaufen. Andreas Auer,

em. Professor für öffentliches Recht an der Universität Zürich, liefert in dem von Ihnen kommentierten Gastbeitrag in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 27.2.2014 alles in allem eine präzise und nüchterne Analyse zum Reiz, Wert und zur Einzigartigkeit von Volksabstimmungen in der Schweiz. Von Wut und Hass – wie Sie schreiben – weit und breit keine Spur! Dass Herr Auer den Boden für autoritäre Staatsformen bereite, wie Sie ebenfalls vermuten – sehen Sie Gespenster?

Heinz Raaflaub, Muri

Über die Grenzen hinaus

Nr. 10 – «Die Bischöfe hofieren die Schwulen»; Philipp Gut über die Bischofskonferenz

Mit grosser Verwunderung habe ich in der *Weltwoche* diesen Artikel gelesen. Ihr Beitrag, aus dem Zusammenhang herausgerissen, zeigt eine einseitige Sicht, welche der SBK (Schweizer Bischofskonferenz) eine Rolle zuschreibt, die diese in keiner Weise spielt. Mir liegen die Stellungnahme der SBK vor, zudem die Stellungnahmen der deutschen und der österreichischen Bischofskonferenzen, die im Hinblick auf die ausserordentliche Bischofssynode vom 5. bis 19. Oktober 2014 in Rom erarbeitet wurden. Darin werden die Ergebnisse der Familienumfrage analysiert und zusammenfassend kommentiert. Von «die Schwulen hofieren» kann in keiner Passage die Rede sein.

Ich darf annehmen, dass Sie sich aus einseitigen kritischen Überlegungen heraus zu dieser die SBK beleidigenden Haltung in Ihrem Beitrag haben hinreissen lassen. Nichts gegen kritischen Recherchejournalismus! Aber die *Weltwoche* will ja nach ihren journalistischen Leitlinien bewusst die Skepsis gegenüber dem Staat und seinen Institutionen, zu denen die Kirchen gehören, als alleinige Meinungshüterin schüren. Mit Ihrem vorerwähnten Beitrag ist Ihnen dies trefflich gelungen. Manchmal gehen Sie in Ihrer Rechercharbeit über die Grenzen hinaus.

Gregor Roos, Herzogenbuchsee

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Ich arbeite im Verkauf und habe regelmässig Kundschaft, die mit Getränken und Sandwiches in den Laden kommt und diese konsumiert. Darf man das? Bei kleinen Kindern verstehe ich es, aber nicht bei erwachsenen Personen. *Mike Kopfmann, Neuenhof*

Nein, man darf nicht. Ohne in Kulturpessimismus verfallen zu wollen, die Unsitte, zu jeder Zeit stehend, gehend oder liegend auch noch zu essen, erfüllt den Tatbestand der Belästigung. Man wird genötigt, Gerüche, Geräusche und Anblicke zu ertragen, um die man nicht gebeten hat. Die Folge sind detaillierte Verbotsschilder etwa in Zürcher Trams und in vielen Geschäften. Sie dürfen also die erwachsene Kundschaft und durchaus auch deren Kinder bitten, den Laden erst nach Beendigung ihrer Mahlzeit zu betreten. Sie würden mir damit auch ganz persönlich einen grossen Gefallen erweisen. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Diplomat des Ausverkaufs

Botschafter Tim Guldemann ist der Star unter den Schweizer Diplomaten. Er residiert in Berlin und vermittelt auf der Krim. Vertritt der begnadete Selbstdarsteller auch sein Land? Zweifel sind angebracht. Guldemann steht für eine Diplomatie, die nicht mehr zur Schweiz steht. *Von Philipp Gut*

Die Frage bewegt die Bevölkerung, sie beschäftigt Bundesrat und Parlament – und sie spaltet das diplomatische Korps: Kann ein Schweizer Diplomat und Botschafter ernsthaft und erfolgreich die Interessen der Schweiz vertreten, dem ihre Errungenschaften «peinlich» sind und der das Land lieber heute als morgen in die Europäische Union (EU) führen möchte? Der Fall ist umso brisanter, als es nicht um einen unbekanntem Repräsentanten auf irgendeinem abgelegenen Aussenposten geht, sondern um den Star der Berner Diplomatie schlechthin, den Bundespräsident und Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) als seinen ersten und besten Mann bezeichnet: Tim Guldemann, Schweizer Botschafter in Berlin, der derzeit einen weiteren Auftritt auf der Weltbühne genießt und für die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) zwischen Russland und der Ukraine vermittelt.

Am Donnerstag, den 27. Februar 2014, unterbrach Guldemann allerdings seine Tätigkeit in Kiew. Das SP-Mitglied flog eigens nach Zürich, um im Volkshaus zu seinen Genossen zu reden. Thema: die Abstimmung über die Einwanderungsinitiative vom 9. Februar. Der polyglotte Vorzeigediplomat sprach auf Schweizerdeutsch (eine hochdeutsche Transkription der Rede findet sich auf www.weltwoche.ch), und was er sagte, lässt aufhorchen. Zum Stichwort «Sonderfall» sagte Guldemann: «Ich find dä Begriff pinlich, mir sind nüt Bsundrigs, aber mir sind in eusere Entwicklig andersch als di andere.» Die direkte Demokratie sieht Guldemann nicht als eine Kernerrungenschaft der Eidgenossenschaft, die es zu erhalten und zu verteidigen gilt, sondern vielmehr als Problem: «Hüt simmer fürs Ussland nüme berächebar, wänn unklar isch, was e nöchschi Volksabstimmig bringt. Das gfordert d Glaubwürdigkeit und 's Vertraue vo den andere Regierige i d Schwyz als Vertragspartner.»

Direkte Demokratie? Ein Hindernis!

Man muss sich diesen Satz auf der Zunge zergehen lassen: Weil der Bundesrat und seine Regierungskollegen in Brüssel und anderswo nicht von vornherein darauf zählen können, dass sich der Schweizer Souverän bei einer Volksabstimmung in ihrem Sinn entscheidet, wird die direkte Demokratie zu einem «Hindernis, wo eusi Zuekunft belaschtet». Das Volk als Störfaktor für die Obrigkeit.

Den Willen des Schweizer Souveräns, dem Verfassungszweck gemäss unabhängig zu

bleiben, geisselt Guldemann wahlweise als «schizophrene Realitätsverweigerung» oder als «schizophrene Abgrenzungsideologie». Das «Abseitsstehen» stosse auf allgemeines Unverständnis, «vor allem bi de Regierige». Aus taktischen Gründen votiert Guldemann für eine Weiterführung des bilateralen Wegs, aber er macht kein Hehl daraus, dass sein eigentliches Ziel die EU-Vollmitgliedschaft ist

(er sei ein «Beitrittsgläubiger», sagte er vor den Genossen im Zürcher Volkshaus). Am Ende seines Referats erörterte Guldemann die Frage, ob das Resultat vom 9. Februar gut sei für seine Partei, die SP. «En Pro-EU Standpunkt chönt me jo e chli arrogant mit dr Härdöpfelthese begründe: Mir Schwyzer sind wie Härdöpfel, d Auge gönd eus erscht uf, wämmer im Dräck steckt. Drum fahret mer



Störfaktor Volk: Botschafter Guldemann.

doch die Wage in Drück, dann chunt d'Erlichtig und churz drüberabe dr EU-Bitritt.» In dieser Perspektive wäre also zu hoffen, dass die negativen Folgen der Abstimmung drastisch ausfielen und dass die EU möglichst viel Druck auf die Schweiz ausübte. Damit die verstockten Hinterwäldler endlich erwachen und ihr wahres Heil erblicken: in Brüssel.

Zwar versicherte Guldemann den amüsierten Genossen, er sei persönlich nicht für diese Schockstrategie, aber Tatsache bleibt: Der Schweizer Botschafter in Berlin sieht die politischen Erfolgsfaktoren der Schweiz – direkte Demokratie, Unabhängigkeit, Neutralität – erklärermassen als Hindernis. Und die von ihm favorisierte Lösung lautet: Anschluss an die EU.

Die Rede vor den Genossen war nicht etwa ein Ausrutscher, sondern sie ist Ausdruck der

mehrfach bekräftigten Überzeugungen des Spitzendiplomaten. Die Selbstbehauptung der unabhängigen Schweiz tat Guldemann wiederholt als «Kleinstaatkomplex» ab, der das Aufgehen im Grossgebilde EU verhindere. Die Union habe sich mit der Mitgliedschaft fast aller europäischen Staaten zu einem «neuen weltpolitischen Akteur» entwickelt, schwärmte Guldemann im November 2009 im *Schweizer Monat*. Die Unabhängigkeit schwäche die Schweiz, die «fehlende Einbindung» wirke sich «auf allen Gebieten der Aussenbeziehungen» aus – und zwar negativ. Als Einzelkämpferin verliere die Schweiz an Einfluss. Darum liege die Zukunft in Brüssel und in einer verstärkten internationalen Einbindung.

Ähnlich äusserte sich Burkhalters Vertrauensmann im Frühling 2011 anlässlich einer

Rede im Theater Basel. Der EU gehöre das 21. Jahrhundert, sagte Guldemann dort, während die souveräne und neutrale Schweiz der Vergangenheit angehöre. Die europäische Integration habe eine politische und administrative Horizonterweiterung mit sich gebracht, und im Vergleich dazu sei «schweizerisches Denken kleinräumiger, um nicht zu sagen: provinziell geworden». Das sprichwörtliche Unbehagen im Kleinstaat: Keiner, zumindest kein anderer Schweizer Diplomat, äussert es so unverhohlen wie Tim Guldemann.

Der Befund ist offenkundig: Dem sogenannten Super-Diplomaten, der im Kosovo und in Tschetschenien vermittelte und 1999 bis 2004 als Botschafter in Teheran tätig war, ist die EU näher und lieber als das Land, das er vertritt. Sprechendes Detail: Guldemanns Homepage ist nicht etwa auf einer .ch-Domain registriert, sondern auf einer solchen in der EU, die für Bürger mit Wohnsitz in der Schweiz nicht zugänglich ist (www.guldemann.eu). Persönlich hat sich der Botschafter längst integriert respektive verabschiedet.

«Sympathie» für die Sowjetunion

Dass er die demokratische Politik von unten als störend empfindet – wie jüngst in seinem Zürcher Referat –, ist für Guldemann nicht neu. Nach Studien in Zürich, Santiago de Chile und Mexiko promovierte der Schüler des linken deutschen Sozialphilosophen Jürgen Habermas 1979 in Dortmund (Dr. rer. pol.). Im gleichen Jahr erhielt er ein Forschungsstipendium der sowjetischen Wissenschaftsakademie in Moskau zugesprochen. Seine Erfahrungen in der UdSSR, für die er bis in die 1980er Jahre, nachdem Millionen dem Staatsterror zum Opfer gefallen waren, «politische Sympathie» entgegenbrachte, hielt er in einem Buch fest («Moral und Herrschaft in der Sowjetunion», 1984). Das System gebe «Anlass zu Hoffnungen», schrieb Guldemann sieben Jahre vor dem Kollaps. Wiewohl ihn die sowjetische Realität etwas ernüchert, ergründet der junge Autor und Diplomat – er trat 1982 ins Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ein – einfühlend die bolschewistische Gewaltpolitik: «Nur verständlich ist von daher der Wille, sich nicht mit demokratischen Prinzipien herumzuschlagen, sondern direkt Inhalt herzustellen – wenn nötig auch mit Gewalt», schreibt Guldemann. Im Rahmen des heutigen Systems sei Repression der einzig gangbare Weg. Die Zwangsarbeit werde jetzt «flexibler gestaltet» – mit rekordhohen Gefangenzahlen, so Guldemann weiter.

Den in ihm aufsteigenden Widerspruch ringt der westliche Besucher erfolgreich nieder, sprachgewandt und geschmeidig passt er sich an. Am 12. August 1980 besucht Guldemann in der Nähe von Nowosibirsk ein Lager junger Pioniere, die mit paramilitärischem Drill zu Sowjetmenschen erzogen werden: «Im



Stechschritt marschieren der Fahnenträger und die ihm folgenden Begleiter, die im Takt der Trommel ihren rechten Arm schwingen, zur Fahnenstange. «Seid ihr zum Kampf für die Ziele der Kommunistischen Partei der Sowjetunion bereit?» – Die Antwort des Kollektivs: «Wir sind bereit!» Ruckartig erhebt sich die rote Fahne über das militärische Zeremoniell, während die Pioniere in Achtungsstellung verharren. Anschliessend stellt die Lageraufseherin unsere Reisegruppe vor, und ich steuere ein paar völkerverbindende Worte bei. – Wenn ich ehrlich wäre, würde ich schweigen», berichtet Guldimann. Er schweigt nicht. Die Episode verdichtet den Eindruck, den das ganze Buch vermittelt: Dem Autor dämmert allmählich, dass der Sozialismus versagt und dass seine Ideale Schiffbruch erleiden. Doch bringt er nicht den Mut auf, wirklich dazu zu stehen.

Glaubwürdigkeit verspielt

Heute versucht der Schweizer Diplomat zwischen Russland und der Ukraine auf der Krim zu vermitteln. Wobei Guldimann deutlich weniger Sympathien für den demokratischen Nachfolgestaat der Sowjetunion an den Tag legt, als er sie für die untergegangene sozialistische Grossmacht empfunden hat. In ersten Interviews liess er klar durchblicken, wo seine Präferenzen liegen. Guldimann befürwortet sogar Sanktionen gegen Russland, die er allerdings abmildernd «Signale» nennt. Dem russischen Präsidenten Wladimir Putin dürfte auch nicht entgangen sein, dass Guldimann ein glühender EU-Anhänger ist – und die EU hat bereits während des Aufstands in der Ukraine entschieden antirussische Positionen bezogen. Auch der Bundesrat hat sich ohne Not gegen Russland gestellt. Guldimanns Parteikollege

«Auch ein Pfarrer, der nicht an Gott glaubt, ist rasch durchschaut.»

Alain Berset sagte den Besuch der Paralympics in Sotschi sowie ein Treffen mit hochrangigen russischen Vertretern in der Schweiz in Übereinstimmung mit der Parteilinie ab. Auch dies erleichtert die Arbeit von Vermittler Guldimann nicht. Echte Neutralität sieht anders aus.

Der Fall macht ein tiefer liegendes Problem der aktuellen Schweizer Diplomatie sichtbar. Die sogenannten Guten Dienste, die die Schweiz als neutraler Staat immer wieder erfolgreich ausübte, haben in den vergangenen Jahren rasant an Bedeutung eingebüsst. Dafür gibt es äussere Ursachen wie das Ende des Kalten Kriegs, doch vieles ist selbstverschuldet. «Das wichtigste Kapital ist die Neutralität und die humanitäre Tradition der Schweiz», sagt ein Berner Diplomat und erfahrener Vermittler. Dies habe der Schweiz eine grosse Glaubwürdigkeit auf der ganzen Welt verschafft.



Moralische Richterin: Calmy-Rey.

Doch die Schweizer Diplomatie säge emsig am Ast, auf dem sie sitze. Wenn man öffentlich sagt, die Neutralität sei «irrelevant geworden», wie es Tim Guldimann tut, oder sie «eines sanften Todes sterben lassen» will, wie Anton Thalman, der ehemalige Schweizer Botschafter in Grossbritannien, dann rüttelt man nicht nur an einem Grundpfeiler des schweizerischen Staatsverständnisses, sondern letztlich auch an der eigenen Glaubwürdigkeit als neutraler Vermittler.

Mit ihrem Konzept einer «aktiven Neutralität» trieb Burkhalters Vorgängerin Micheline Calmy-Rey (SP) diese Entwicklung resolut voran. Doch ist eine «aktive» Neutralität überhaupt möglich? Entleert sich so nicht ihr Sinn? Calmy-Rey verkehrte die Idee der Neutralität in ihr Gegenteil: Die Schweizer Diplomaten schwangen sich zu moralischen Richtern auf, die darüber urteilten, ob es andere recht machen oder nicht.

Die feurige Genferin vollendete allerdings nur mit der ihr eigenen selbstbezogenen Konsequenz, was andere begonnen hatten. Eine regelrechte Bankrotterklärung als neutrale Mittlerin gab die Schweiz im Kosovo-Krieg ab. Während die Nato Serbien bombardierte, ersuchte Grossbritannien das EDA im Oktober 1998 um die Übernahme einer Schutzmacht-Rolle. Der damalige Aussenminister Flavio Cotti (CVP) lehnte ab – mit der ebenso merkwürdigen wie bezeichnenden Begründung, sonst liefere man ja noch Argumente für die Neutralität. Auch Cotti arbeitete an deren Überwindung. Die Schweizer Position wurde umso unglaublicher, weil man im Kosovo-Konflikt begrüsst, was man im Irak kritisierte – eine Intervention ohne Uno-Mandat.

Der Fall Guldimann veranschaulicht ein Weiteres. Wer erfolgreich vermitteln wolle,

der müsse auch persönlich glaubwürdig sein, sagt ein hochrangiger Berner Diplomat. Selbst exotische Gesprächspartner hätten durchaus ein feines Gespür dafür, ob jemand mit Überzeugung für sein Land einstehe. «Auch ein Pfarrer, der nicht an Gott glaubt, ist rasch durchschaut.» Das heisse nicht, dass man ständig eine Fahne schwenken müsse. Aber man müsse überzeugt sein vom politischen System der Schweiz, wozu nicht nur die Neutralität, sondern auch der Sonderfall gehöre, den Tim Guldimann ablehnt.

Der Sonderfall, das heisst auch: der Staatsaufbau von unten. In der Schweiz ist das Volk der Chef, was Technokratie und autoritäre Herrschaftsformen ausschliesst. Ein Diplomat, der glaubwürdig die Schweiz vertritt, müsse diese besondere Hierarchie verinnerlicht haben, sagt der zitierte Botschafter: Volk und Stände zuoberst, dann die Bundesversammlung, erst an dritter Stelle der Bundesrat, also die Regierung, und ganz am Schluss die Verwaltung. Mit seiner Schelte an die Adresse des Souveräns hat sich Tim Guldimann selber ins Abseits manövriert.

Departement für Anschluss

Ungleich wichtiger als der Schauplatz Krim sind für die Schweiz natürlich die Beziehungen zur EU und zu deren Mitgliedstaaten, zuvorderst zu Berlin, wo Guldimann als Botschafter residiert. Dabei entpuppt er sich als Symptom für eine generelle Haltung und Entwicklung im EDA. Eine ganze Generation von Diplomaten stand im Widerspruch zum Souverän: Sie wollte 1992 nicht nur in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), sie strebte auch einen EU-Beitritt an. Chefunterhändler und Staatssekretäre wie Jakob Kellenberger, Franz Blankart, Franz von Däniken marschierten voran, der Rest folgte – nicht aus Gehorsam, sondern aus Überzeugung.

Blankart, der den EWR-Vertrag ausgehandelt hatte und mit einem Swissair-Flugzeug mit EWR-Schriftzug zur Unterzeichnung flog, demonstrierte zusammen mit Aktivisten der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (NebS) gegen den Volksentscheid. Ein anderer Berner Diplomat, damals Botschafter im Nahen Osten, sagte nach dem EWR-Nein öffentlich, er schäme sich, Schweizer zu sein. Der Gesinnungsdruck ging so weit, dass Diplomaten, die es wagten, eine abweichende Meinung zu äussern, nach der EWR-Abstimmung von Kollegen nicht mehr begrüsst wurden.

In den 1990er Jahren, so erzählt ein immer noch aktiver Zeitzeuge, habe es keine Botschafterkonferenz gegeben, an der nicht der EU-Beitritt propagiert worden wäre. Wer sich für eine unabhängige Schweiz und eine substantielle Neutralität einsetzte, habe bei den Kollegen als *dépassé* gegolten. Noch im Jahr 2000 forderte das Integrationsbüro – mittlerweile in «Direktion für europäische Angele-



Kurs in Richtung EU: Bundespräsident Burkhalter, Kanzlerin Merkel.

genheiten» umgewandelt – in einer Ausschreibung für ein Praktikum in Brüssel «loyauté totale envers les organes de l'UE» von den Schweizer Bewerbern, also «totale Loyalität» gegenüber der EU.

Und heute? Es habe zwar eine gewisse Ernüchterung eingesetzt, hört man aus dem EDA. Die EU sei keine Religion, der Beitritt kein Dogma mehr, sagt ein Insider. Schliesslich habe man zwanzig Jahre lang die Realität studieren können, auch die Euro-Krise habe das Ihre beigetragen. Man sei vorsichtiger geworden, wie sich auch an der Reaktion des Bundesrats auf den Entscheid vom 9. Februar ablesen lasse. Dennoch träten «sehr viele» Diplomaten nach wie vor für eine EU-Mitgliedschaft ein. Eine gewisse taktische Zurückhaltung verschleierte das wahre Ziel.

Ein Indikator bleiben die ungeschminkten Bekenntnisse Ehemaliger. Micheline Calmy-Rey spricht sich in ihrem neuen Buch für den Beitritt aus, ebenso tat es der ehemalige Handelsdiplomate Luzius Wasescha kürzlich in der NZZ («Die «Euro-Turbos» sind wieder da»). Wasescha gehört auch zu den Initianten eines Manifests unter dem Titel «Aufruf für Europa». «Am 9. Februar 2014 ist die schweizerische Konkordanz ermordet worden», heisst es darin. Die Abstimmung müsse wiederholt werden. Man könnte diese überraschende Deutung als Kuriosum abtun, wenn nicht zugleich eine tiefe Verachtung des Souveräns zum Ausdruck käme.

Aber selbst die intimsten Einflüsterer von Bundespräsident Burkhalter teilen die Einschätzung Tim Guldimmans, wonach der Sonderfall – also die politischen Eigenheiten, die das Land so erfolgreich machten – die gewünschte Totalintegration in die EU verhindern und deshalb zu überwinden sei. «Es sind

die konstitutiven Elemente ihres politischen Systems, welche die Schweiz daran hindern, angemessen auf den Wandel in ihrem Umfeld zu reagieren», schreibt Burkhalters persönlicher Mitarbeiter Jon Albert Fanzun in einem Aufsatz zur schweizerischen Aussenpolitik.

Für Insider ist denn auch klar: Guldimmann repräsentiert durchaus die Grundstimmung im Departement. Er fällt nur insofern auf, als er seine Haltung auch öffentlich macht. Unter den prominenten Botschaftern auf wichtigen Posten gibt es kaum einen, der kritisch zur EU stünde. Das diplomatische Korps ist weit davon entfernt, ein Abbild der schweizerischen Bevölkerung zu sein.

Interessant ist die Beobachtung von EDA-Kennern, dass die Parteipolitik innerhalb des Departements stark zugenommen habe, sprunghaft unter Calmy-Rey. In ihrer Amtszeit besetzte sie Top-Posten konsequent mit SP-Leuten. Staatssekretär Peter Maurer war ein Genosse, ebenso die Botschafter in Wa-



shington, Moskau, Paris, Berlin und bei der Uno in New York. Das Gleiche galt für wichtige Positionen in Bern, etwa für den Chef der einflussreichen Völkerrechts-Direktion.

Wie sich die Botschafter auf die Bundesratsparteien verteilen, ist nicht bekannt. Man führe keine solche Statistik, sagt das EDA auf Anfrage. Kenner gehen jedoch davon aus, dass die SP heute den grössten Anteil stellt, noch vor der Staatsgründerpartei FDP, die traditionell stark vertreten war. Ein Botschafter, der FDP-Parteimitglied war, wechselte vor einiger Zeit sogar mit fliegenden Fahnen zu den Sozialdemokraten – wegen der Europapolitik der Partei, die als einzige noch ohne Wenn und Aber nach Brüssel strebt.

Dem Bundesrat ist es egal

Dass die SP in den 1990er Jahren Kurs in Richtung EU nahm, dafür zeichnet auch ein ausgebildeter Diplomat verantwortlich, der damals als Leiter des Ressorts Aussenpolitik in der Gruppe Wissenschaft und Forschung im Innendepartement arbeitete: Tim Guldimmann. Dieser verfasste damals ein internes Europa-Papier für die SP. Ohne Guldimmann, so ein ehemaliger Weggefährte, hätte die SP nicht so unerschütterlich ja zur EU gesagt. Der Kreis schliesst sich.

Die Frage bleibt: Kann ein Diplomat wirklich die Interessen der Schweiz vertreten, dem

Das EDA sieht kein Problem, es hat weiterhin «volles Vertrauen» in Guldimmann.

sein Land «peinlich» ist und der es in die EU führen möchte – entgegen dem wiederholt bezugten Willen des Souveräns? Guldimmann habe sich in seinem Zürcher Vortrag als Privatperson geäussert, sagte Aussenminister Didier Burkhalter auf entsprechende Fragen aus dem Parlament. Seine diplomatische Arbeit werde dadurch nicht tangiert. In offizieller Funktion handle er gemäss dem Willen der Volks.

Noch deutlicher wird das EDA in seiner Antwort auf die Anfrage der *Weltwoche*. Dass Guldimmann mit seiner Beitrittsforderung und seiner Kritik am Sonderfall die Unabhängigkeit der Schweiz in Frage stelle, sei eine «Interpretation», die es nicht teile. Das EDA habe weiterhin volles Vertrauen («entière confiance») in Guldimmann.

Sieht der Bundesrat das Problem wirklich nicht, oder tut er nur so? Wenn ich öffentlich darüber klage, dass die Bremsen meines Autos durch sind, dass der Boden nicht mehr dicht ist und dass der Motor stottert, dann Sorge ich persönlich dafür, dass der Preis sinkt. Ähnlich verhält es sich im Fall Guldimmann. Der Diplomat verkauft ein Produkt – nämlich die Schweiz –, an das er selber nicht mehr glaubt. Wenn das dem Bundesrat egal ist – den Verhandlungspartnern wird es sicher nicht entgehen. ○

EINZIGARTIGKEIT IN IHRER SCHÖNSTEN FORM

MS EUROPA



Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem: Weiter unten erfahren Sie, wie Sie mit uns in Kontakt treten können.



Auf den Schiffen von Hapag-Lloyd Kreuzfahrten werden persönliche Reiseräume wahr: Wie wäre es mit der EUROPA, Ihrer schönsten Yacht der Welt. Als weltweit einziges Kreuzfahrtschiff wurde die EUROPA zum vierzehnten Mal in Folge mit der Höchstnote 5-Sterne-plus* ausgezeichnet. Geniessen Sie die perfekte Kombination aus individuellem Service und exklusiven Programmen, exzellenter Küche und eleganter Ausstattung. Und wohin es Sie auch zieht – immer ist schon der Aufenthalt an Bord ein ebenso luxuriöses wie aussergewöhnliches Erlebnis.

*Lt. Berlitz Cruise Guide 2014.

Mehr im Reisebüro • oder 0800 100044 (gebührenfrei) • www.hlkf.ch

 **Hapag-Lloyd**
Kreuzfahrten

Grosse Momente. Ganz exklusiv.



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

DER NEUE RAV4 STYLE SO SCHÖN KANN 4x4 SEIN



Jetzt ab Fr. 37'400.– oder mit 2,9% Leasing: Fr. 388.– pro Monat.*

Profitieren Sie von:

- höchster 5-Sterne-Sicherheit und bester Fahrdynamik dank der Toyota Allradtechnik mit integriertem Dynamic Drive System,
- modernsten proaktiven Sicherheitssystemen wie Totwinkel-Assistent und Querverkehrswarner,
- maximalem Komfort dank Rückfahrkamera, Smart-Entry-/Start-System, Sitzheizung und elektrischer Heckklappe,
- klassenbestem Raumangebot: tiefste Ladekante im Segment mit elektrischer Heckklappe und bis zu 1'776 Liter Kofferraumvolumen.

Weitere RAV4 Modelle ab Fr. 30'400.– (RAV4 Luna 2,0 Valvematic 4WD, 5-Türer).



toyota.ch

*Empfohlener Netto-Verkaufspreis nach Abzug des Cash Bonus, inkl. MwSt. **RAV4** Style 2,0 Valvematic, 111 kW (151 PS), 6-Gang-Getriebe manuell, Fr. 38'900.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'500.– = Fr. 37'400.– oder mtl. Leasingzins Fr. 388.05. Abgebildetes Fahrzeug: **RAV4** Style 2,0D-4D, 110 kW (150 PS), 6-Gang-Getriebe manuell, Fr. 42'400.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'500.– = Fr. 40'900.– oder mtl. Leasingzins Fr. 422.95, Ø Verbrauch 5,7 l/100 km, Benzinäquivalent 6,4 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 149 g/km, Energieeffizienz-Kategorie C. **RAV4** Luna 2,0 Valvematic 4WD, 111 kW (151 PS), 5-Türer, Fr. 31'900.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'500.– = Fr. 30'400.–, Ø Verbrauch 7,3 l/100 km, Ø CO₂-Emission 169 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 148 g/km. **Leasingkonditionen:** Effektiver Jahreszins 2,94%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Der Cash Bonus ist nicht mit dem 2,9% Leasing kumulierbar. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse ab 2. Januar 2014 mit Inverkehrsetzung bis 30. Mai 2014 oder bis auf Widerruf. Toyota Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte). Inserat zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Als wäre nichts passiert

Trotz dem Nein zur Personenfreizügigkeit hält Bundesrat Johann Schneider-Ammann an den flankierenden Massnahmen fest und verschärft sie sogar. Der Wirtschaftsminister scheint in seiner selbst gewählten Rolle als Super-Sozialpartner gefangen. *Von Florian Schwab*



Ungebrochene Harmoniesucht: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Wer dauerhaft seinen Führerschein abgibt, der kündigt auch seine Autoversicherung. Wer sein Augenlicht verliert, der kündigt sein Zeitungsabo. Solche Gebote des gesunden Menschenverstandes heissen Common Sense. Ziemlich wenig davon legte der Bundesrat Ende letzter Woche an den Tag.

Obwohl das Volk vor vier Wochen der Personenfreizügigkeit mit der EU eine Absage erteilt hat, will die Landesregierung die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit nicht etwa reduzieren, sondern sie sogar weiter ausbauen. Den formalen Beschluss dazu bereiten Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) und Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) innert weniger Wochen vor. Dem Vernehmen nach ist man sich nur in Details noch uneins.

Dass der Bundesrat bei den flankierenden Massnahmen so weitermachen will, als wäre

nichts passiert, löst weitherum Erstaunen aus: «Man sollte abwarten, bis man in den nächsten Monaten weiss, wie die Masseneinwanderungsinitiative umgesetzt wird», meint etwa Hans-Ulrich Bigler, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands.

Auch die *Neue Zürcher Zeitung* listete eine Reihe von Fragen auf, die zuerst geklärt werden müssen: Werden in Zukunft die Arbeitsbedingungen bereits bei der Zuteilung der Kontingente berücksichtigt? Überhaupt: Gilt das Entsendegesetz weiterhin, das die Tätigkeit ausländischer Dienstleister in der Schweiz regelt? Welche Auswirkungen zeitigt das Resultat der Abstimmung zur Mindestlohninitiative im Mai? Bis solche grundlegenden Fragen beantwortet seien, befand das Blatt aus der Falkenstrasse, ist «mit umstrittenen Reformen im Bereich der flankierenden Massnahmen zuzuwarten».

Davon unbeeindruckt, hielt Schneider-Ammann an einer Medienkonferenz dagegen, «auch in einem Kontingentsystem» brauche es flankierende Massnahmen – ein abenteuerlicher Schluss, sind doch die flankierenden Massnahmen erst eine Folge der Personenfreizügigkeit. Als Begriffspaar gehören «Personenfreizügigkeit» und «flankierende Massnahmen» in etwa so sehr zusammen wie Pech und Schwefel. Im früheren Kontingentsystem gab es sie nicht.

Wie kann es sein, dass ein auf dem Papier liberaler Wirtschaftsminister die Chance nicht ergreift, zusammen mit der Personenfreizügigkeit auch die schädlichen «flankierenden Massnahmen» wegzuräumen?

Der Plan scheiterte

In der Schweizer Wirtschaftspolitik besteht ein informeller Vertrag, seit sich Wirtschaftsverbände, Gewerkschaften und «Classe politique» vor mehr als zehn Jahren auf die Personenfreizügigkeit mit der EU verständigt haben. Dieser Vertrag sieht ungefähr so aus: Die Wirtschaft kann ungestört Arbeitskräfte aus dem Ausland holen und verpflichtet sich, die hiesigen Arbeitsbedingungen nicht zu verschlechtern. Die Gewerkschaften dulden die Personenfreizügigkeit, wohl wissend, dass sie ihrer Klientel eher Nachteile als Vorteile bringt, erhalten im Gegenzug aber Macht und Geld. Die Politik schliesslich sorgt dafür, dass an allen Fronten Ruhe herrscht und sich kein richtiger Widerstand gegen die Personenfreizügigkeit mit der EU bilden kann.

Alle Volkswirtschaftsminister seit Pascal Couchepin (FDP) begriffen sich als «Tätschmeister» dieses sozialpartnerschaftlichen Burgfriedens. Der Walliser FDP-Politiker lud die am ehesten von EU-Billiglöhnen verführbaren Branchen zu sich ein und schubste sie in Richtung eines Gesamtarbeitsvertrags (GAV). Seine Nachfolgerin Doris Leuthard (CVP) berief den Gewerkschafter Serge Gaillard (SP) an eine Schlüsselposition im Staatssekretariat für Wirtschaft, wo er die Entscheide zur Allgemeinverbindlichkeit von GAV vorbereitete. Von ihr ist der Satz überliefert, wichtig sei vor allem «Ruhe».

Ein neuerliches Manöver als Gralshüter des wirtschaftspolitischen Grundlagenvertrags startete Wirtschaftsminister Schneider-Ammann im vergangenen Sommer. Mit Blick auf die Abstimmung zur Personenfreizügigkeit setzte er unter Leitung seiner Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch eine Arbeitsgruppe ein, welche die Daumenschrauben in

Form der flankierenden Massnahmen anziehen sollte, um den Unmut in der Bevölkerung über die Personenfreizügigkeit zu besänftigen.

Der Plan scheiterte schon an seiner eigenen Umsetzung, wie verschiedene Zeitungen am Wochenende schrieben. In der bundesrätlich eingesetzten Arbeitsgruppe waren sich die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht einig, wie sehr man die Allgemeinverbindlicherklärung von Gesamtarbeitsverträgen vereinfachen soll. Demzufolge kam es im Dezember zu Verzögerungen, weil zwei Varianten ausgearbeitet werden mussten, so dass die Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative kam, bevor die Arbeitsgruppe den ihr zugedachten Auftrag erfüllt hatte.

Schneider-Ammann legt zwar Wert auf die Feststellung, er sei für die weniger radikale Variante, doch auch diese geht in die falsche Richtung: Allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge sind ein starker Eingriff in die Vertragsfreiheit zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Aus gutem Grund schreibt das Gesetz vor, dass der Bundesrat nur dann alle Angestellten in einer Branche einem GAV unterstellen kann, wenn mindestens die Hälfte der betreffenden Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert sind und mindestens die Hälfte der Unternehmen Mitglied in dem betreffenden Arbeitgeberverband sind. Ansonsten könnten Minderheiten die Arbeitsbedingungen für

Mehrheiten aushandeln. Bei der Anforderung an die gewerkschaftliche Vertretung der Arbeitnehmer hat man im Zuge der Personenfreizügigkeit immer wieder Ausnahmen gemacht. Die Gewerkschaften wollten nun auch das Arbeitgeber-Quorum zum Einsturz bringen – aus Furcht vor der Masseneinwanderungsabstimmung erklärte sich die Wirtschaft damit bereit, zeitweise Unterschreitungen dieser Anforderung hinzunehmen, während die Gewerkschaften sie generell abschaffen wollten.

Auf Schmusekurs

Als wirtschaftsfreundlicher Bundesrat müsste Schneider-Ammann die flankierenden Massnahmen jetzt auf Feld eins zurückdrängen. Dass er dies nicht tut, verrät zwei Dinge.

Erstens, der Wirtschaftsminister hintertreibt den Volksentscheid, indem er die Personenfreizügigkeit weiterhin zur Grundlage seiner unliberalen Arbeitsmarktpolitik erklärt. Damit liegt er auf einer Linie mit Avenir Suisse, dem Think-Tank der Schweizer Wirtschaft, der trotz dem Resultat der Abstimmung die EU-Verträge unverändert in Kraft lassen möchte.

Zweitens, nach zehn Jahren der Kumpanei zwischen Wirtschaft, Gewerkschaften und Politik ist Schneider-Ammann zum Dissens unfähig. «Es war stets meine Devise, nicht angreifbar zu sein», sagte er ausgerechnet am Abstimmungstag dem *Sonntagsblick*. Die dama-

ligen Anwürfe wegen der Steuerpraktiken seines (früheren) Unternehmens empfand der Magistrat gar als «demütigend». Nach Kräften sucht Schneider-Ammann weiter den Schulterchluss mit den Gewerkschaften. Der Verband der Maschinenindustrie, Swissmem, dem Schneider-Ammann vor seiner Wahl in den Bundesrat vorgestanden hatte, schloss letztes Jahr, wie man hört, auf Ermutigung seines früheren Präsidenten Schneider-Ammann mit den Gewerkschaften einen GAV. Ebendiesen Vertrag feierte SP-Nationalrat und Gewerkschafter Corrado Pardini jüngst in der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Swissmem propagiert öffentlich Mindestlöhne. Wer hätte das vor einem Jahr zu hoffen gewagt?»

Ein weiteres Zeichen für die ungebrochene Harmoniesucht des Wirtschaftsministers diagnostizieren Teilnehmer seines Spitzentreffens der Schweizer Wirtschaft. Zu einem solchen hatte er kürzlich die Verbände nach Bern eingeladen. Als «unabhängiger Experte» kreuzte zur Überraschung vieler Teilnehmer Thomas Daum auf. Der frühere Direktor des Arbeitgeberverbands, der unter Schneider-Ammann noch den Verband Swissmem geleitet hatte, gehört zu den massgeblichen Protagonisten des Schmusekurses, auf dem sich die Wirtschaft seit zehn Jahren mit den Gewerkschaften befindet. Im Wirtschaftsdepartement, so scheint es, bleibt der 9. Februar ungeschehen. ○



Den gesamten Mailroom von Unternehmen betreiben: Auch das ist die Post.

Die Post macht viel mehr, als man denkt. Wir übernehmen die physische Hauspost Ihrer Firma, digitalisieren die gesamte Korrespondenz und leiten die Dokumente an die zuständigen Mitarbeitenden weiter. Bringen auch Sie Ihr Unternehmen mit den innovativen Lösungen der Post weiter: post.ch/gelb-bewegt

DIE POST 

Gelb bewegt.



Flexibler Charakter: Regierungsrat Graf.

Der Dorfkönig

Der Tsunami im fernen Japan spülte Martin Graf 2011 in die Zürcher Regierung. Im Fall «Carlos», seiner ersten Bewährungsprobe, versagte der grüne Vorzeigepolitiker kläglich. Bauernschlau versuchte er, sich aus der Verantwortung zu schleichen – und richtet dabei ein Debakel an. *Von Alex Baur*

Hat der Zürcher Justizdirektor Martin Graf (GP) «brandschwarz gelogen», wie seine Kritiker meinen? Tatsache ist: Als der hinlänglich bekannte Zögling «Carlos» vor zwei Wochen auf Geheiss des Bundesgerichtes aus der (illegalen) Haft entlassen werden musste, versicherte Graf auf allen Kanälen: «Regelmässige Boxtrainings liegen nicht mehr drin, schon gar nicht bei der Familie Beqiri.» Nur wenige Tage später enthüllte die NZZ: «Carlos» befinde sich in den Niederlanden, in einem Hotel mit Trainingsraum und Sauna, zusammen mit seinem Boxtrainer Shemsi Beqiri. Der Endlosskandal um «Carlos» schien um eine Episode reicher.

Wer die Hintergründe kennt, konnte nur staunen über Grafs Ankündigung. Das Training mit dem Box-Champ Beqiri ist der zentrale Pfeiler des famosen «Sondersettings». Und falls Graf selber seine falsche Ankündigung geglaubt haben sollte, macht es die Sache

nicht besser. In diesem Fall wäre davon auszugehen, dass er entweder unter Realitätsverlust leidet oder seinen Laden nicht im Griff hat. Denn klar ist auch: Jugendanwälte und Gerichte fällen zwar Urteile, doch der Vollzug liegt in der Verantwortung der Verwaltung.

Bei Grafs Rolle im Fall «Carlos» ist nur eine Konstante zu erkennen: Der Justizdirektor versucht sich stets aus der Verantwortung zu winden. Nachdem das «Box-Setting» Ende August 2013 publik geworden war, schwieg er zehn lange Tage. Danach goss Graf Öl ins Feuer und geisselte die hohen Kosten, von denen er angeblich nichts gewusst haben will. Doch damit liess sich der Abbruch des unbestrittenermassen erfolgreichen Programms nicht begründen. Graf rechtfertigte die Verhaftung des Zöglings, der sich bis dahin wohl verhalten hatte, mit dem hanebüchernen Vorwand, man habe diesen vor den Medien schützen müssen.

Als die Jugendanwaltschaft im letzten November das «Box-Setting» definitiv abbrach und «Carlos» stattdessen in eine geschlossene Anstalt schickte, erklärte Graf milde, er habe mit dem Entscheid nichts zu tun gehabt. Wörtlich sagt er: «Ich hätte mit beiden Varianten gut leben können – jetzt müssen die Gerichte entscheiden.» Als das Bundesgericht im letzten Februar entschied und die Haft als willkürlich einstuft, wechselte Graf seine Meinung blitzartig. Nun wetterte er gegen die Gerichte und sprach sich gegen das «Box-Setting» aus.

Geradezu hinterhältig war die von Graf in Varianten geäusserte Behauptung, «Carlos» habe sich mit «seiner Renitenz durchgesetzt und dafür erst noch den Segen des Bundesgerichtes erhalten». Diese Aussage zielte auf den uninformierten Wutbürger – sie ist schlechterdings falsch, weil sie Ursache und Wirkung vertauscht. Es stimmt wohl, dass «Carlos» im

Zwangsvollzug jede Kooperation verweigerte. Als man ihn darauf tagelang in eine Zelle sperrte, um seinen Willen zu brechen, setzte er diese unter Wasser. Doch zu diesem Punkt äusserte sich das Bundesgericht gar nicht. Es hielt lediglich fest, dass die Inhaftierung illegal war. Das Setting mit Boxer Beqiri war von einem Gericht rechtskräftig verfügt worden, nach den Empfehlungen eines Gutachters notabene, es gab keinen Grund, den Burschen wegzusperren. Volkszorn ist kein Haftgrund in der Schweiz.

Kein Fall von Kuscheljustiz

Nun kann man über Sinn und Unsinn von Therapien streiten und härtere Strafen auch für Kinder fordern. Man kann in einem Rechtsstaat aber nicht einfach die Regeln nach Gusto und rückwirkend ändern. Zudem eignet sich der Fall «Carlos» schlecht als Beispiel für «Kuscheljustiz». Seit seinem achten Lebensjahr war der verwehrte Bursche in zahllosen Heimen und Gefängnissen untergebracht. Schon als Primarschüler kiffte er regelmässig. Seine Vorstrafen füllen Ordner, aber es waren keine schweren Delikte – bis er im Alter von fünfzehn Jahren im Cannabis-Rausch einen Gleichaltrigen niederstach und schwer verletzte.

Danach verbrachte «Carlos» rund neun Monate hinter Gittern. Viel länger kann man in der Schweiz einen Teenager nicht wegsperren, es sei denn, er wäre ein gemeingefährlicher Psychopath. Doch ein solcher ist «Carlos» gemäss Gerichtsgutachter nicht. Dieser attestierte ihm zwar eine hohe Rückfallgefahr – allerdings nur, wenn man nichts unternimmt. Er empfahl, den Burschen, an dem sich bereits ein Heer von Pädagogen und Psychologen die Zähne ausgebissen hatte, mit einer offenen erzieherischen Massnahme auf die Spur zu bringen.

In dieser verzwickten Situation traten Anna-Lisa Oggenfuss und ihr Partner Rolf Riesen auf den Plan. Die erfahrene Pädagogin erkannte schnell, dass «Carlos» auf die harte Tour nicht beizukommen war. Wer nichts zu verlieren hat, den kann man nicht bestrafen. Doch, etwas gab es. Im Knast hatte «Carlos» seine Leidenschaft und sein Talent fürs Thaiboxen entdeckt, er trainierte wie ein Berserker. Die Techniken hatte er sich selber angeeignet. Dieses Potenzial galt es nun in kontrollierte Bahnen zu lenken. Denn nur wer sich unter Kontrolle hat, der hat im Ring überhaupt eine Chance.

Oggenfuss fand den Mann in der Person des Box-Champs Shemsi Beqiri. Es war ein Glücksfall. Denn mit Beqiri fand «Carlos» nicht nur – wohl zum ersten Mal in seinem jungen Leben – ein Vorbild. Im Clan der Beqiris, die den Burschen als einen der Ihren aufnahmen, erfuhr er zum ersten Mal die Geborgenheit einer Grossfamilie. Unter Shemsis Fittichen machte «Carlos» Fortschritte, wie sie bis dahin niemand für möglich gehalten hatte: Er erteilte allen Drogen eine radikale Absage und begann die verpasste Primarschulbildung nachzuholen, er arbeitete

von früh bis spät im Boxstudio und absolvierte ein knallhartes Training.

Das alles wussten Justizdirektor Graf und Oberjugendanwalt Marcel Riesen. Doch statt sich zu erklären, gingen sie in Deckung, als der mediale Wirbel losbrach. Fehlgeleitet von PR-Beratern, verfügten sie, entgegen dem Rat aller Fachleute und des Gerichtsexperten, den Abbruch des «Box-Settings». Sie wollten «Carlos» in eine geschlossene Anstalt zwingen, wissend, dass alle derartigen Versuche bislang gescheitert waren. Es kam, wie es kommen musste: «Carlos» fiel in alte Muster zurück, er rebellierte. Er hatte, wieder einmal, nichts zu verlieren.

Hinter der Fassade des volksnahen und hemdsärmeligen Machers versteckt sich ein Opportunist.

Oberjugendanwalt Marcel Riesen scheint die Lektion begriffen zu haben. Als die eingangs erwähnte Reise in die Niederlande Wellen warf, stellte er sich sofort der Öffentlichkeit, diesmal ohne PR-Tross. Er stellte sich nun hinter seine Leute, bedankte sich sogar bei Riesen-Oggenfuss und redete Klartext. Der Ausflug in die Niederlande war nur als Überbrückung gedacht. Nach der überstürzten Freilassung wollte man den Burschen aus dem Rummel nehmen, bis man eine Bleibe für ihn gefunden hatte.

Und ja, Shemsi Beqiri, der sich auch während der Haft immer um «Carlos» gekümmert hatte, war dabei. Auch wenn sich Graf nicht daran erinnern mag. Obwohl Beqiri keinen Rappen dafür erhielt. Vielleicht dachte Graf, das Problem würde sich von selber lösen. Doch er übersah eines: Beqiri ist zwar längst Schweizer, doch die kosovarische Familienehre bekam er mit der



Kosovarische Familienehre: Box-Champ Beqiri.

Muttermilch eingeflösst – und die besagt, dass man ein Mitglied des Clans nie im Stich lässt.

Das Doppelzimmer für «Carlos» und Shemsi kostete 126 Euro pro Nacht. Ja, das Hotel verfügt über einen Pool und einen Kraftraum. Das war gewollt. Einen Teenager, der ein halbes Jahr lang (illegal) eingesperrt war, sollte man nicht zwei Wochen lang in ein Hotelzimmer sperren, er braucht Bewegung. Das begreifen selbst Hardliner. Die Entrüstung brach denn auch schnell wieder in sich zusammen.

Dafür richtete sich der mediale Fokus nun endlich auf den Mann, der die Hauptverantwortung für das Debakel trägt: Regierungsrat Martin Graf. Die Täuschungsmanöver, die von seiner Verantwortung ablenken sollten, fielen nun mit voller Wucht auf den wendigen Politiker zurück. Ausser seiner eigenen Gefolgschaft, die ein «Wahlgeplänkel» wittert, gingen die Kantonsräte jeglicher Couleur auf Distanz. Auch sie hatte Graf in die Irre geführt. Graf's irrlichterndes Verhalten folgt einem Muster, das sich durch seinen ganzen Werdegang zieht: dem des Dorfkönigs. Hinter der Fassade des volksnahen und hemdsärmeligen Machers versteckt sich ein Opportunist, der seine Fahne stets nach dem Wind richtet. Ohne diese Eigenschaft wäre Graf im bürgerlichen Illnau-Effretikon wohl kaum zum schweizweit ersten grünen Stadtpräsidenten (1998 bis 2011) gewählt worden.

Gegen Gentech, für Globuli und Bio

Der Agronom Martin Graf musste sich nie in der Privatwirtschaft bewähren. In der Entwicklungshilfe und später als Berufspolitiker lernte er, dass mit dem Brustton der Überzeugung präsentierte Flip-Charts wichtiger sind als messbare Resultate. Der 59-Jährige gehört der postmarxistischen, esoterisch geprägten Generation der Grünen an, die gegen AKW und Gentech, für Globuli und Bio agitiert. Die 2000-Watt-Gesellschaft ist ein ideales Vehikel für ihn, das er bei jeder Gelegenheit erwähnt: Was für seine Anhänger eine Art grünes Nirwana ist, nehmen seine politischen Gegner nicht wirklich ernst. Und ja, auch das gehört zu seinem flexiblen Charakter: Seine Frau liess Graf mit den fünf zum Teil noch minderjährigen Kindern vor ein paar Jahren sitzen, um mit der grünen Kantonsrätin Esther Hildebrand zusammenzuziehen. Doch die Patchwork-Familie ist für seine Fans natürlich kein Makel, sondern ein Zeichen von Weltoffenheit.

Als Graf zur Wahl in die Kantonsregierung antrat, war er sicher nicht der Wunschkandidat der Grünen. Man lancierte den Unfassbaren, weil er bis weit in bürgerliche Kreise hinein als wählbar galt. Im Frühling 2011, im zweiten Anlauf, schaffte er es überraschend: Der Panik-Tsunami, der nach der AKW-Havarie von Fukushima übers Land schwappte, spülte ihn gleichsam in den Walcheturm hoch über der Limmat, wo der Graf seither regiert wie ein kleiner Dorfkönig. ○



Täuschung und Verschleuderung: Studenten trauern vor dem Bundeshaus um «Erasmus».

Klimaaustausch und Hip-Hop-Treffen

Lifestyle-Events statt Studentenaustausch. Unter dem Deckmantel der Bildungsförderung floss Steuergeld in grossen Mengen an sozioökologische Projekte aus dem linken Milieu. Der Stopp von «Erasmus» ist ein Segen für den Schweizer Steuerzahler. Von Alex Reichmuth

Von Studentenaustausch, Auslandpraktika und Zusammenarbeit von Schulen war die Rede in der Botschaft von 2009, mit welcher der Bundesrat die Beteiligung an den EU-Bildungsprogrammen «Jugend in Aktion» und «Lebenslanges Lernen» beantragte. Es gehe um die «laufende Erweiterung beruflicher Kenntnisse», hiess es in Bern. Dies überzeugte den National- und den Ständerat. 2010 sagte das Parlament ja zu 111 Millionen Franken für die Teilnahme der Schweiz an den EU-Bildungsprogrammen in den Jahren 2011 bis 2013. Diese umfassten unter anderem das Studentenaustauschprogramm «Erasmus».

Im letzten Herbst hiess das Parlament weitere 305 Millionen Franken gut, um beim EU-Programm «Erasmus für alle» dabei zu sein. Dieses Programm löste «Jugend in Aktion» und «Lebenslanges Lernen» 2014 ab und dauert bis 2020. Zuvor hatte der Bundesrat das erneute Mitmachen der Schweiz in geschraubten Formulierungen propagiert: «Die Zusammenarbeit wird verstärkt, indem strategische Partnerschaften zwischen Bildungseinrichtungen, lokalen oder regionalen Behörden, Sozialpartnern oder Jugendorganisationen gefördert werden», schrieb er in seiner Botschaft vom Februar 2013. Es gehe darum, «für alle Bildungsstufen empfängergerechte Angebote bereitzustellen».

Nach dem Ja des Schweizer Volks zur Einwanderungsinitiative vor einem Monat hat die EU nun die Schweizer Beteiligung ausgesetzt. Zuvor hatte die EU verlangt, dass die Schweiz dreimal mehr Geld als vorgesehen nach Brüssel überweist.

Kaum ersichtlich war aus den Vorlagen des Bundesrats, dass es in den Bildungsprogrammen der EU um weit mehr geht als um Auslandsaufenthalte von Schülern und Studenten. Nur indirekt deuteten einige Passagen darauf hin. Mit den EU-Programmen würden auch «grundlegende gesellschaftliche Ziele ange-

11 630 Franken für «eine FreiwilligeR aus Italien und eine FreiwilligeR aus Portugal».

strebt», heisst es etwa in der Botschaft vom 2009. «Gefördert werden sollen die aktive Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger am politischen Geschehen, die Toleranz und der Respekt gegenüber anderen Menschen und Kulturen sowie der soziale Zusammenhalt.»

Was konkret damit gemeint war, verrät die Liste «Geförderte Projekte 2011–2013» der «CH-Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit», die mit der Umsetzung der EU-Bildungsprogramme in der Schweiz beauftragt

ist. Die Liste enthält eine grosse Zahl von Projekten, die wenig bis nichts mit Bildungsaustausch zu tun haben. Man reibt sich die Augen: Da floss Steuergeld in rauen Mengen an Gruppierungen des links-grünen Milieus zur Finanzierung einer fast endlosen Palette an Lifestyle-Events – auffallend häufig unter den Schlagworten «Kultureller Austausch» und «Nachhaltigkeit».

«Pflege eines Permakulturgartens»

So flossen 16 000 Franken an die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften für das Projekt «Grünes Dach für eine grüne Umwelt», angeblich zur Bekämpfung des Klimawandels. 40 465 Franken gingen an das Projekt «Theater, Kunst und Tanz – mit kreativen Methoden Grenzen überwinden». Dabei sollten Jugendliche motiviert werden, «sich für MigrantInnen und Asylsuchende einzusetzen». 11 630 Franken kamen einem Projekt zu, das so beschrieben wurde: «Eine FreiwilligeR aus Italien und eine FreiwilligeR aus Portugal verbringen zusammen 7 Monate in der Gemeinschaft Schloss Glarisegg und sind massgeblich an der Planung und Umsetzung des Ecovillage-Projektes beteiligt, wobei der Anbau und die Pflege eines Permakulturgartens im Vordergrund stehen.»

Mit 7900 Franken unterstützt wurden fünf Filmvorführungen zu Abfall, Verpackungen

und Nachhaltigkeit, die sich an «junge Menschen mit urbanem Lebensstil» wendeten, «die nicht nur informiert, sondern auch animiert werden, selber Aktivitäten zur Nachhaltigkeits-Sensibilisierung zu organisieren». Gleich viel Geld floss an ein Treffen von «Hip-Hop-Künstlern» in Winterthur. 6700 Franken gab es für die Erstellung eines «nicht-kommerziellen Stadtplans» von Zürich, der «gratis an junge Reisende» abgegeben wurde.

7628 Franken flossen an ein Jugendtreffen im Bündnerland, bei dem ersichtlich werden sollte, was die Ausübung von Wintersportarten «für eine Minderheit wie die Rätoromanen in einer Tourismusregion wie Graubünden bedeutet und wie wir als Minderheit leben». 60 550 Franken gab es für die Umweltorganisation Green Cross, um Jugendliche zu treffen, «die direkt von Tschernobyl betroffen sind», und um ein «Musical zum Thema intakte Umwelt und Zukunft» zu erarbeiten. Weiter gingen 11 709 Franken an einen «Klima-Jugendtausch Slowenien-Schweiz» und 29 127 Franken für eine «Weiterbildung zum Thema Minderheiten und indigene Bevölkerung».

Angesichts solcher Projekte muss man von einer Täuschung des Parlaments sprechen. Fragt man nach den Kriterien, nach welchen die Projekte ausgewählt wurden, verweist das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) auf Richtlinien der Euro-

päischen Union. Die EU dirigierte also, und die Schweizer Marionetten tanzten.

Auffallend bei den EU-Programmen ist der grosse Aufwand zur Verteilung der Gelder. So bezahlte die Schweiz für 2011 bis 2013 50 Millionen Euro als sogenannte «Programmbeiträge nach Brüssel». Die EU-Bürokraten zwackten davon rund fünfzehn Prozent ab für sogenannte «zentralisierte Aktionen» im Bildungsbereich. Weitere vier Prozent verwendeten sie für «politische Koordination» und «administrativen Aufwand». Die verbleibenden 35,7 Millionen Euro flossen zurück in die Schweiz – doch nicht an die Projekte, sondern an die CH-Stiftung als «nationale Agentur» – wie von der EU vorgeschrieben. Diese Stiftung benötigt jährlich fünf Millionen Franken nur für den Betrieb. Sie führt fast 35 Vollzeitstellen für die Umsetzung der EU-Bildungsprogramme. Es sei der CH-Stiftung gelungen, «das aufwendige, seitens EU vorgegebene Programmmanagement» innert kurzer Zeit zu entwickeln, lobte der Bundesrat aber im Februar 2013.

Aufruf zu Überbuchungen

Doch nicht genug des Aufwands: Die Schweiz wendete für 2011 und 2013 weitere 15,3 Millionen Franken für «nationale Begleitmassnahmen» zu den EU-Programmen auf. Worum es genau ging, blieb in der Botschaft unklar. Der Bundesrat schrieb schwammig von «Beiträgen

für den Ausbau ausgewählter Programmaktivitäten», «Information, Vernetzung» und «vorbereitenden Aktivitäten».

Zentrales Ziel bei diesen Programmen scheint nicht eine effiziente Bildungsförderung zu sein, sondern so viel Steuergeld wie möglich auszugeben. Sie sei «stolz darauf», die Mittel für «Erasmus für alle» gegenüber den Vorgängerprogrammen um vierzig Prozent aufzustocken, frohlockte EU-Kommissarin Androulla Vassiliou nach dem Ja des EU-Parlaments. Bei fast allen Ausgabenposten ist von jährlich steigenden Beträgen die Rede. Der Bundesrat forderte die CH-Stiftung sogar bewusst zu «Überbuchungen» auf, weil «erfahrungsgemäss viele Projekte den Beitrag nicht vollständig nutzen».

Angesichts so viel Täuschung und Verschleuderung kann der Steuerzahler geradezu froh sein, wenn die Schweiz bei «Erasmus für alle» nicht mehr dabei ist. Sollte unser Land definitiv draussen bleiben, muss auch die CH-Stiftung redimensioniert werden – trotz der Ersatzfinanzierung, die Bildungsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) letzte Woche angekündigt hat. «Die bedeutenden Investitionen in den Aufbau einer nationalen Agentur würden grösstenteils hinfällig», schrieb der Bundesrat letztes Jahr in seiner Vorlage mit Blick auf ein mögliches Abseitsstehen der Schweiz. Ob er sich jetzt noch daran erinnert? ○

Jan van Huysum, Detail aus «Blumen in einer Terrakottavase», 1725
© LICHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz-Vienna



Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?



Wenn Sie Ihre Anlageziele mit einer individuellen Strategie erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für eine umfassende Beratung: LGT Bank (Schweiz) AG.

LGT. Ihr Partner für Generationen. In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Zürich und an mehr als 15 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.ch/beraten



Private
Banking

«Das Volk kann falschliegen»

Kaum jemanden treffen die Strafraktionen der EU härter als Patrick Aebischer. Der Präsident der ETH Lausanne sucht Lösungen für seine Forscher. Und er hofft, dass die Stimmbürger noch einmal über die Personenfreizügigkeit abstimmen können. *Von Markus Schär*

Herr Aebischer, Ihr Starforscher Henry Markram will Schweizer werden.

Ja, das habe ich auch gelesen, hochehrent. Wussten Sie es vorher nicht?

Nein, er schwärmte nur immer davon, wie er unser Land liebe.

Im Interview mit der *Schweiz am Sonntag* sagte er als Israeli aus Südafrika: «Die Schweiz ist das beste Land der Welt.» Stimmen Sie ihm zu?

(Lacht) Ja, grundsätzlich liebe ich dieses Land und schätze seine vielen Qualitäten. Eine unserer Qualitäten ist es gerade, dass wir sehr gute Leute aus aller Welt anziehen und ihnen hier das Gefühl von Heimat vermitteln – die Secondos fühlen sich deshalb noch schweizerischer als wir. Henry Markram ist dafür ein sehr gutes Beispiel.

Er schätzt auch die direkte Demokratie und klagt nicht über einen Volksentscheid.

Hat das Volk für Sie nicht immer recht?

Nein, es kann auch unrecht haben. Niemand hat immer recht.

Sie glauben also nicht an die Weisheit der Massen?

Nein. Das Volk kann falschliegen, es muss also manchmal auf Entscheide zurückkommen. Denken Sie nur an das Frauenstimmrecht. Wievielmals stimmten die Schweizer darüber ab? Meine irische Mutter verlor ihr Stimmrecht, als sie in die Schweiz kam; sie empfand das als Skandal. Wollen Sie behaupten, die Ablehnung sei richtig gewesen?

Das ist nicht die Frage: Das Volk sprach sich bis 1971 gegen das Frauenstimmrecht aus, dann änderte es seine Meinung.

Sehen Sie: Das Volk kann seine Meinung ändern. Und wir kämpfen dafür, dass es das tut.

Heisst das für Sie: Das Volk muss den Entscheid vom 9. Februar korrigieren?

Ja, das heisst es. Ich respektiere diesen Volksentscheid. Aber ich setze mich dafür ein, dass ihn das Volk korrigiert.

Wie wollen Sie das erreichen?

Es gibt derzeit zweierlei zu tun. Einerseits suchen wir dringend Lösungen, damit der Konflikt mit der EU die Schweizer Forschung nicht allzu schmerzhaft schwächt. Und andererseits brauchen wir bis in drei Jahren eine tragfähige Beziehung mit der EU. In Umfragen sprechen sich ja knapp drei Viertel für das Weiterführen der bilateralen Verträge aus. In der Abstimmung beachteten die Befürworter nicht, dass sie die Bila-

teralen aufs Spiel setzten. Deshalb hoffe ich, dass die Politiker eine Lösung finden.

Die Verlierer des 9. Februar jammern nur darüber, wie uns der Volksentscheid angeblich schadet. Sie streben gar keine konstruktive Lösung an.

Nein, nein. Nur zu jammern, können wir uns nicht leisten, das würde zur Katastrophe führen. Zum Beispiel: Am 25. März läuft die Antragsfrist für die Grants des European Research Council (ERC) ab. Bis dahin brauchen wir dringend eine Lösung, dafür kämpfe ich.

Sie kommen aus einer Sitzung des ETH-Rates. Haben Sie die Lösung schon?

Noch nicht, aber wir werden sie finden. Ich bin ein Fan der Förderbeiträge des ERC, das ist etwas vom Besten, was die EU geschaffen hat, weil die Auswahl der Projekte nur von ihrer Qualität abhängt. Einige Länder, zumeist aus Osteuropa, halten jedoch wenig vom ERC, weil sie in diesem Wettbewerb nur wenige Beiträge erhalten. Lange vor der Abstimmung bat uns die EU deshalb, diese Länder vom ERC zu überzeugen – und die EPFL kümmerte sich um Kroatien. Ich fliege deshalb nach Zagreb, um unseren kroatischen Kollegen zu versichern, dass wir weiter zusammenarbeiten möchten. Denn die Haltung der EU ist absolut klar: Solange wir die Personenfreizügigkeit mit Kroatien nicht garantieren, geht nichts mehr.

Sie sprechen viel mit Kollegen im Ausland oder mit ausländischen Wissenschaftlern in der Schweiz. Was hören Sie von ihnen?

Sie fühlen sich hier nicht mehr willkommen. Und das ist gefährlich. Wir können unsere Spitzenstellung in der Wissenschaft und damit in der Wirtschaft nur halten, wenn wir gute Leute aus aller Welt anziehen. Glauben Sie, Inder oder Chinesen noch zu Nestlé kommen, wenn wir ihnen sagen, sie dürften ihre Familien nicht mitnehmen? Nestlé trägt zu unserem Wachstum bei, zahlt Steuern, arbeitet in der Forschung mit uns zusammen, schafft

auch viele Arbeitsplätze – denken Sie nur an Nespresso. Das ist die Zukunft der Schweiz. Ich wuchs in einer armen Familie in der Freiburger Altstadt auf. Mein Grossvater war ein einfacher Mann, er erinnerte sich noch an die Schweiz als armes Land. Meine Kinder glauben, wir wären reich geboren worden. Die Secondos aber sind noch hungrig nach Erfolg. Schauen Sie meinen Kollegen bei der ETH an, Lino Guzzella, der zum Präsidenten der Hochschule ernannt worden ist. Er ist ein Secondo, ein fantastisches Beispiel dafür, was man in der Schweiz schaffen kann.

Heisst das, dass alle leistungswilligen Ausländer zu uns kommen sollen?

Nein. Wir nehmen gerne chinesische Studenten an der EPFL, aber wenn es fünfzig Prozent wären, bekäme ich auch ein Kulturproblem. Wir sprechen aber nicht von Chinesen, sondern von Franzosen, von Leuten von der anderen Seite des Genfersees. Sie sprechen die gleiche Sprache wie wir.

Was sagen Sie den Ausländern?

Ich sage ihnen: «Sie sind willkommen. Denken Sie nicht, alle Schweizer meinten, Sie sollten nicht hier sein.»

Die Gegner haben diese völlig falsche Vorstellung in ganz Europa verbreitet. Auch von der Hälfte, die ja sagte, will nur ein kleiner Teil die Schweiz abschotten.

Denken Sie doch an all die populistischen Sprüche bis hin zu Blocher, der uns Romands als schlechtere Schweizer bezeichnete.

Vergessen wir das.

Sie können vergessen, wir nicht. Dieses Land beruht auf dem Respekt füreinander, damit spielt man nicht.

Das ist richtig. Aber ich behaupte dennoch, dass Sie das Problem schlimmer machen, indem Sie herumerzählen, niemand könne mehr in die Schweiz kommen.

Darum geht es nicht. Sondern darum, dass vor der Abstimmung alle sagten, es gebe keine Probleme, und dass wir jetzt sehen, welche Probleme es gibt.

Sie hatten Pech, weil das Forschungsabkommen offen war. Die EU will uns einfach bestrafen und erpressen, und das trifft zufällig Sie.

Das müssen wir verstehen. Wenn die EU fordern würde, dass wir die direkte Demokratie einschränken, würden Sie und ich rebellieren. Die EU beruht aber auf der Personenfreizügigkeit, sie konnte deshalb den Schweizer Entscheid nicht hinnehmen.



Philosophenschwein.



«Auf beiden Seiten unter Beschuss»: Hochschulpräsident Aebischer.

Es ist doch ein taktischer Fehler in diesen harten Verhandlungen, wenn Sie klagen, wie schwer uns die Strafe der EU treffe. Sie sprechen vom Grounding der Schweizer Wissenschaft.

Das ist es nicht, aber ein ernsthaftes Problem: Wir haben eine Lose-lose-Situation.

Sie brauchten die EU doch gar nicht, um die EPFL an die Weltspitze zu bringen.

Doch. Wir haben derzeit 92 Grants des ERC von je rund zwei Millionen. Das sind gleich viele wie für die doppelt so grosse ETH, auch etwa gleich viele wie für Oxford oder Cambridge. Die jungen Professoren kamen nach Lausanne, weil wir ihnen diese Möglichkeit

boten: Dank dem ERC spielen sie in der Champions League. Etwa ein Drittel unseres kompetitiven Forschungsgeldes kommt von der EU, wir sind wohl die wettbewerbsfähigste Hochschule in Europa.

Für Forscher aus Asien oder Amerika ändert sich doch gar nichts.

Sie können sich nicht mehr um ERC-Grants bewerben. Zwei junge Professoren warten deshalb ab, ob sie in die Schweiz kommen. Das ist die Realität. Sogar *Nature* schrieb ja darüber, dass sich die Schweiz abschotte.

Diese Artikel waren *Nature* nicht würdig.

Das Editorial war okay, der Artikel schwach, ja. Aber die ganze Wissenschaftswelt weiss jetzt, dass es in der Schweiz Probleme gibt.

Henry Markram sagt, die Schweiz sei immer noch der beste Forschungsplatz der Welt.

Schauen wir in zehn Jahren wieder. Das Human Brain Project läuft noch unter dem 7. Forschungsrahmenprogramm bis 2016, da haben wir also kein akutes Problem. Und die EU wird es sich gut überlegen, ob sie dieses Projekt antastet, weil es für Europa so wichtig ist. Henry Markram sagt selber: «Wir können dieses Projekt nicht ohne die Schweiz durchziehen.» Die dreizehn führenden Wissenschaftler schrieben deshalb der EU einen Brief, das Projekt müsse in der Schweiz bleiben.

Sie siedelten das Projekt inzwischen in Genf an.

Ja, auch das ist ein Zeichen. Genf hat das Cern, und das Cern kann man nicht verschieben.

Betrachten Sie Genf als extraterritorial?

Zumindest als international. Das Human Brain Project wird das Cern des Gehirns. Darum mache ich mir weniger Sorgen. Derzeit kämpfe ich um «Horizon 2020».

Auf der Website des ERC rühmt sich dieser, er unterstütze Top-Forscher aus aller Welt.

Warum alle, nur die Schweizer nicht?

Weil wir Europa nicht respektieren. Nein, im Ernst: Ich habe Mühe mit der Haltung des ERC. Diese Leute gehen zu weit, wenn sie die Schweiz so bestrafen wollen.

Die Präsidentin des ERC, die Österreicherin Helga Nowotny, war lange Professorin an der ETH.

Das Problem liegt auch nicht auf der Ebene der Wissenschaftler, sondern auf jener der Politiker. Und wegen der bevorstehenden europäischen Wahlen lässt es sich nur schwer lösen. Deshalb fordere ich meine ausländischen Kollegen auf, Brüssel davon zu überzeugen, dass wir in einer echten europäischen Gemeinschaft zusammenarbeiten und dass wir über die Schweiz am ehesten Europäer aus Amerika zurückholen. Dafür bin ich selber ein Beispiel.

Sie kämpfen also an verschiedenen Fronten.

Ja, ich arbeite sowohl im Inland als auch im Ausland. Das ist nicht immer einfach – man gerät auf beiden Seiten unter Beschuss. ○

Engelhorns letzter Wille

Der Streit um das Luzerner Kulturprojekt Salle Modulable trägt Züge eines grossen Gesellschaftskrimis: Intrigen, ein toter Milliardär, grandiose Kunst. Der Millionenprozess auf den Bermudas um Luzerner Spendengelder gibt Einblick in eine sonst abgeschottete Welt. *Von Rico Bandle*

Man wolle im geplanten Gebäude doch vor allem «furchtbare, unharmonische Musik» spielen, sagte der gefürchtete Anwalt Mark Cran zum Prozessauftritt im Gerichtsgebäude von Hamilton, der Hauptstadt der Bermudas. «*Awful non-harmonious noises*»: Ein 120-Millionen-Franken-Prozess wegen «furchtbarer Musik»? Oder geht es um eine «grossartige Vision», wie die Gegenseite sagt? Man kann es nennen, wie man will: Die Musik spielt in dem Streit eine Nebenrolle – eigentlich geht es um Missgunst, Rache, Überheblichkeit.

Im Zentrum steht ein alter Musikliebhaber mit Milliardenvermögen, der dem Lucerne Festival einen Neubau bezahlen wollte. Kaum war er tot, zogen die Erben die Spende zurück. Es folgte ein Rechtsstreit; aggressive Anwälte, Strippenzieher und Maulwürfe kamen ins Spiel, die das verhasste Projekt im Auftrag der Erben zu bodigen versuchten. Die Stiftung Salle Modulable andererseits scheute keinen Aufwand, die zugesagten Millionen zurückzuholen. Bislang mit Erfolg. Nach einem spektakulären Prozess am Supreme Court of Bermuda haben die Luzerner in erster Instanz recht bekommen. Selbst ein Luzerner Regierungsrat, Marcel Schwerzmann, reiste für ein Kreuzverhör auf die Atlantikinsel.

Der Mann, dem alles zu gelingen scheint

Am Anfang der Geschichte steht Festival-Intendant Michael Haefliger. Ein höchst erfolgreicher Mann, der das Lucerne Festival in die Champions League der klassischen Musikwelt gehievt hat. Er bringt die weltbesten Künstler und Orchester nach Luzern, er hat die beiden Musikgenies Claudio Abbado † und Pierre Boulez an das Festival binden können, mit ihnen ein eigenes Spitzenorchester und eine Akademie von Weltrenommee gegründet. Ist in internationalen Zeitungen wie der *New York Times*

von der Schweiz die Rede, geht es mit grösster Wahrscheinlichkeit entweder um Banken, Roger Federer oder das Lucerne Festival.

Michael Haefliger ist ein Mann, dem alles zu gelingen scheint. Obschon er im öffentlichen Auftritt eher trocken, wenig charismatisch wirkt, vermag er mehr Sponsoren zu gewinnen als der quirliche ehemalige Zürcher Operndirektor Alexander Pereira zu besten Zeiten.

Doch das Festival hat ein Manko. Ausgerechnet die Oper – die teuerste und glamouröseste Kunstform – findet kaum statt. Es fehlt schlicht die Infrastruktur dazu. Haefliger weiss: Ohne die Oper, ohne die Königsdisziplin, wird sein Festival immer hinter dem Branchenkrösus, den Salzburger Festspielen, zurückbleiben. Für

Geld kann nicht das einzige Motiv sein für den erbitterten Widerstand der Erben.

den ambitionierten Intendanten ist dies nicht hinnehmbar. Er will ein Opernhaus. Nicht ein normales Opernhaus, sondern ein neuartiges Gebäude, das dank flexibler Innengestaltung ein neues Musikerlebnis erlauben soll. Ein Opernhaus für das 21. Jahrhundert nach dem Konzept des Musikvisionärs Pierre Boulez: die Salle Modulable.

Ist das Grössenwahn? Auf den ersten Blick schon. Doch vieles, was Haefliger in die Hand genommen hat, schien anfangs auf Grössenwahn zu beruhen. Und heute schwärmt die ganze Musikwelt davon. Haefliger zeigte alsbald, dass auch dieser Traum Realität werden könnte: Am 29. August 2007 präsentierte er erstmals der Öffentlichkeit seine Pläne für das neue Opernhaus und kündigte an, ein anonymer Gönner sei bereit, 100 Millionen Franken dafür bereitzustellen. Später wurde der Betrag

auf 120 Millionen erhöht. Beim Gönner handelte es sich um Christof Engelhorn, der mit seiner Frau unauffällig in Meggen wohnte. Er ist der Cousin von Curt Engelhorn, dem deutschen Pharmaunternehmer, der 1997 das Diagnostika-Unternehmen Boehringer Mannheim für 19 Milliarden Mark (damals zirka 16 Milliarden Franken) an die Basler Hoffmann-La Roche verkaufte. Gemäss Schätzungen betrug Christof Engelhorns Anteil am Erlös zwischen 2 und 3 Milliarden Mark. Der bermudischen Zeitung *Royal Gazette* zufolge ist dieses Vermögen mittlerweile auf 7 Milliarden Dollar angewachsen. So viel liegt im Butterfield Trust, in dem Engelhorns Geld geparkt ist. Die 120 Millionen Franken machen demnach nicht einmal 2 Prozent des Vermögens aus.

Geld kann also nicht das einzige Motiv sein für den erbitterten Widerstand der Erben. Aber was sonst? Anhand der Protokolle der Kreuzverhöre aus dem Bermudas-Prozess lässt sich das Geschehen rekonstruieren. Die 6000 Seiten wirken phasenweise wie ein Drehbuch für eine amerikanische Fernsehgerichtsshow.

Vor dem Tod begannen die Intrigen

Bis Ende 2009 liefen die Vorbereitungen für die Salle Modulable im für ein solches Grossprojekt üblichen Rahmen. Butterfield überwies pünktlich das für die Planung benötigte Geld – fast 6 Millionen Franken –, man schlug sich mit Standortfragen, Nutzungs- und Finanzierungskonzepten herum. Um die Anonymität des Geldgebers zu wahren, floss das Geld über die Luzerner Rütli-Stiftung. Natürlich stiess man auch auf Schwierigkeiten, insbesondere was die Finanzierung des späteren Betriebs angeht, doch diese schienen lösbar.

Dann verschlechterte sich der Gesundheitszustand Engelhorns. Immer mal wieder musste er ins Spital. Parallel dazu erreichten die



Beharrlich bis zum Schluss: Mäzen Engelhorn.



Gegenangriff: Stiftungspräsident Achermann.



Neue Sphären: Intendant Haefliger.



«Mischung aus «Dallas» und einer griechischen Tragödie»: Modell der Salle Modulable beim Verkehrshaus im Lido Luzern.

Luzerner erste Signale, dass der Butterfield Trust dem Projekt eher skeptisch gegenüberstand. Bis zur Erkrankung Engelhorns hatten die Luzerner nie etwas vernommen aus den Bermudas, man stand ausschliesslich mit der Rütli-Stiftung und dem Geldgeber in Kontakt. Dass es damit nun vorbei war, hatte seinen Grund: Aus den am Prozess bekannt gewordenen E-Mails und Sitzungsprotokollen des Butterfield Trust geht hervor, dass Engelhorns Tochter Vera und ihr Lebenspartner Christof Hamm mit Einsetzen der gesundheitlichen Probleme Ende 2009 beschlossen hatten, die 120-Millionen-Spende zu stoppen.

Dass Vera und Christof Hamm zum Vater beziehungsweise Schwiegervater kein allzu gutes Verhältnis hatten, darüber war in Luzern schon lange gemunkelt worden. Dass das Paar

sich dazu entschliessen würde, dem Projekt kurzerhand den Stecker zu ziehen, damit rechnete niemand.

Doppelagent im Stiftungsrat

Der zuvor jahrelang unsichtbare Butterfield Trust machte plötzlich Druck auf die Stiftung. Er zweifelte alle Entscheidungen im Planungsprozess an, verlangte detaillierte Informationen und Berichte. Michael Haefliger suchte den Kontakt zu Vera Engelhorn und Christof Hamm, wollte sie in New York besuchen. Vera Engelhorn lehnte ein Treffen ab und bat Haefliger per E-Mail, er solle ihre Eltern angesichts deren Gesundheitszustandes in Ruhe lassen.

Was Haefliger nicht wusste: Hamm, Vera Engelhorn und die Trust-Beiräte (Protektoren) waren bereits dabei, zu erörtern, wie sie dem betagten Vater das Ende des Projekts nahebringen konnten. In internen E-Mails nannte Hamm den von seinem Schwiegervater mit Enthusiasmus unterstützten Bau abschätzig «Salle Horrible». An einer Telefonkonferenz gab Vera Engelhorn zu verstehen, sie könne dem Vater den Entscheid nicht mitteilen. Das sei zu emotional. Auch die fürstlich bezahlten Protektoren, die Christof Engelhorn zum Teil schon lange kannten, zögerten. Da waren Leute, die einem alten Mann, von dem sie lange profitiert hatten, den letzten Willen verwehren wollten. Aber alle drückten sich davor, ihm dies ins Gesicht zu sagen. Jener Protektor, der ihm am nächsten

stand, wurde schliesslich erkoren, die undankbare Aufgabe zu übernehmen – doch Engelhorn war nicht umzustimmen.

Am 10. Juni 2010 reiste eine Butterfield-Delegation nach Luzern für ein kurzfristig anberaumtes Treffen mit dem Stiftungsrat der Salle Modulable. Gleich zu Beginn der Sitzung machten die Butterfield-Verantwortlichen den Schweizern klar, dass sie das Projekt nicht weiter unterstützen wollten. Michael Haefliger war nicht anwesend, er befand sich mit seiner Tochter auf einer lange geplanten Kreuzfahrt vor Norwegen. Am Abend klingelte bei ihm das Telefon. Ein aufgebrachter Christof Engelhorn war am Apparat, der erzählte, die Butterfield-Leute hätten ihn am Morgen früh – also noch vor der Sitzung mit dem Stiftungsrat – im Spital besucht und ihn erneut zu überreden versucht, die Spende zu annullieren. «Ich habe sie gestoppt», sagte er bestimmt. Seine Weisung war einfach ignoriert worden.

Pro forma gewährte der Butterfield Trust der Stiftung Salle Modulable noch eine Frist bis Ende Jahr, um ein Betriebskonzept vorzulegen. Danach würde endgültig entschieden, ob das Projekt weiterverfolgt werde. Am 3. August 2010 starb Christof Engelhorn im Alter von 84 Jahren. Am 13. Oktober, also zweieinhalb Monate vor Ablauf der Frist, erklärte der Butterfield Trust den endgültigen Stopp des Projekts. Es schien, als habe die Frist nur dazu gedient, den Tod des Stifters abzuwarten. Man traf sich im



Versteckspiel: Onkologe Bicker.

Bürogebäude des Wirtschaftsprüfers KPMG in Zürich; der Präsident der Stiftung Salle Modulable und ehemalige KPMG-CEO, Hubert Achermann, stellte die Räumlichkeit zur Verfügung. Die Stimmung war angespannt, Achermann verweigerte Sacha Wigdorovits, dem PR-Berater von Butterfield, den Zutritt. Die Butterfield-Leute schlugen vor, das Ende der Salle Modulable gleich gemeinsam zu kommunizieren. Achermann lehnte entschieden ab.

Wigdorovits erklärte später gegenüber den Medien, die Frist habe es als solche nicht ge-

Boehringer Mannheim Führungspositionen bekleidet. Bis 2010 sass er im Stiftungsrat der Salle Modulable. Was niemand wusste: Er stand als «Berater» auch im Sold des Butterfield Trust mit einem Jahreshonorar von 50 000 Franken. Selbst als Michael Haefliger verzweifelt Kontakt zum Butterfield Trust suchte, gab sich Bicker nicht als dessen Berater zu erkennen. Er diente dem Trust mutmasslich als Maulwurf, so die Einschätzung des Richters. Trotz mehrerer Anfragen war Bicker für eine Stellungnahme gegenüber der *Weltwoche* nicht verfügbar.

«Diese hier sind dem alten Herrn schon zu Lebzeiten in den Rücken gefallen. Das ist der Gipfel der Unehrllichkeit. Dramatisch.»

Achermanns Kampfgeist

Das bruske Vorgehen der Trust-Verantwortlichen weckte Achermanns Kampfgeist. Das Gesamtkonzept wurde trotz der Annullierung von Seiten des Trusts rechtzeitig vor Ablauf der Frist im Dezember 2010 vorgelegt. Achermann wollte nun das Geld vor Gericht einfordern. Vorerst reichte die Stiftung Salle Modulable eine Klage in Luzern ein – die Gegenseite erschien gar nicht erst zum Termin beim Friedensrichter. Wie sich später zeigte, hatte der Trust stattdessen am Tag vor dem Termin selbst Klage auf den Bermudas eingereicht. Die Butterfield-Anwälte spekulierten wohl darauf, dass die Luzerner sich auf das kostspielige Abenteuer eines Prozesses auf den Bermudas nicht einlassen würden.

Als sie merkten, dass die Salle Modulable zum Prozess bereit war, zog der Trust seine Klage zurück. Nun blies Achermann zum Angriff: Die Stiftung reichte selbst eine Gegenklage ein. Und so kam es zu dem denkwürdigen Prozess. Der Aufwand war enorm. Achermann verpflichtete eine Anwaltskanzlei in London. Auch auf den Bermudas wurde ein Anwalt angeheuert, was aber ein schwieriges Unterfangen war. Niemand auf der Inselgruppe möchte es sich mit dem mächtigen Trust und der dazugehörigen Bank verscherzen. Alle Beteiligten bereiteten sich intensiv auf die Kreuzverhöre vor. Mehrere Millionen Franken kostete die Prozessführung die Stiftung bis jetzt. Das Geld dafür kommt von der Londoner Firma Harbour Litigation Funding, die bei Erfolg einen Prozentsatz der erstrittenen Summe erhält. Wie hoch dieser ist, ist geheim, angesichts des hohen Risikos dürfte er aber beträchtlich sein.

Der Prozess fand in einem engen, fenster- und schmucklosen Raum im Gerichtsgebäude von Hamilton statt und dauerte vom 12. November bis zum 17. Dezember 2013. Die Zeugen wurden jeweils vom gegnerischen Anwalt stunden-, manchmal tagelang verhört, mit Fangfragen bedrängt, beleidigt, verhöhnt. Hubert Achermann geriet während des Verhörs dreimal ausser sich. Ihn nahm der gegnerische Anwalt Mark Cran besonders perfid in die Mangel. Einen halben Tag lang versuchte Cran, den international angesehenen Wirtschaftsmann als Naivling darzustellen. Er warf ihm vor, Protokolle und Unterschriften gefälscht zu haben, zu lügen, behandelte ihn wie einen Schulbuben. Bei manchen Antworten begann er lauthals zu lachen: «Das glauben Sie doch selber nicht!» «Ich habe schnell gemerkt: Da muss man zurückschlagen, sonst verliert man den Respekt. Freundlich zu sein, zuvorkommend, bewährt sich hier nicht», sagt Achermann.

Vor allem wie akribisch Mark Cran die Kreuzverhöre vorbereitet hatte, beeindruckte die Zeugen. «Er kannte jedes Detail, jeden



Im Zeugenstand: Regierungsrat Schwerzmann, Bankier Reichmuth auf den Bermudas.

geben, der Rückzug zu diesem Zeitpunkt sei für die Salle Modulable auch nicht überraschend gekommen. Der Richter auf den Bermudas hält in seinem Urteil fest, dass die «zugegebenen Ungenauigkeiten» in Wigdorovits' Presseerklärung den Streit weiter befeuert hätten.

Der umtriebige PR-Berater agierte auch als Spindoktor im Hintergrund. Er nahm mit Politikern wie Franz Steinegger oder dem Luzerner Stadtpräsidenten Urs Studer Kontakt auf, mit dem Ziel, sie dahingehend zu beeinflussen, die Erwartungen in der Öffentlichkeit tief zu halten. «Sonst wird es später für sie schwierig, das Projekt leise zu begraben», erklärte er in einer Mail an einen Butterfield-Protector. Steinegger, der das Projekt unterstützte, wäre deswegen fast als Zeuge auf die Bermudas geflogen, der Flug war bereits gebucht. Wenige Tage vor dem Abflug kam die Ausladung: Man begnüge sich nun doch mit einer schriftlichen Aussage.

Die Methoden des Butterfield Trust zeigen sich auch an einem Mann mit einer beeindruckenden Sammlung von Titeln: Prof. Dr. rer. nat. Dr. med. Dr. h. c. Uwe Bicker, Dekan der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg und Träger des deutschen Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse. Der Onkologe war ein langjähriger Vertrauter Christof Engelhorns gewesen, er hatte vor dem Verkauf bei der

Vor Gericht kommentierte Michael Haefliger das Versteckspiel Bickers: «Wissen Sie, wie viele Probleme uns erspart geblieben wären, wenn wir von seiner Beziehung zum Trust gewusst hätten? Wir würden heute nicht hier sitzen, wenn das bekannt gewesen wäre.»

Bicker verliess den Stiftungsrat der Salle Modulable, als feststand, dass man die 120 Millionen Franken einklagen werde. Auch er, der Engelhorn über viele Jahre sehr nahestand, mochte sich nicht für die Vollstreckung von dessen letztem Willen einsetzen. Er war damit in guter Gesellschaft. Im Laufe der Kreuzverhöre zeigte sich immer deutlicher, wie Trust-Mitarbeiter, die über viele Jahre loyal zu Engelhorn gehalten hatten, sich parallel zu dessen Gesundheitszustand von dem alten Mann ab- und den Erben zuwandten. Sobald sich die Machtverschiebung abzeichnete, versuchten sie, ihre Pfründen zu retten – bei den Protectoren sind das Jahressaläre von bis zu einer Million Dollar. Auch Christof Engelhorns Frau Ursula – sie lebt heute in einem Pflegeheim in Luzern – wurde übergangen, obchon sie dem Lucerne Festival verbunden war und danebensass, als ihr Mann am 31. Juli 2007 im (mittlerweile nicht mehr existierenden) Chinarestaurant «Red Dragon» in Meggen die Zusage zur grossen Spende machte. «Die Protectoren eines Trusts haben den Auftrag, den Willen des Stifters zu vollstrecken», sagt Achermann.

Schwachpunkt unserer Berichte», sagt Maurice Lausberg von der Münchner Beratungsfirma Actori. Gerhard Brunner, der mit Susanne Herrnleben eine Machbarkeitsstudie für die Salle Modulaire erstellt hatte, sagt: «Cran hatte ein äusserst detailliertes Drehbuch verfasst, in dem er dauernd blätterte. Für jede Eventualität hatte er ein Szenario vorbereitet. Als Zeuge ging es darum, seinem Plan entgegenzuhalten.»

Crans Strategie war nicht immer einfach zu durchschauen. Mal versuchte er zu zeigen, dass Engelhorns Zusage bloss eine Absichtserklärung und nicht bindend gewesen sei, dann beharrte er wieder darauf, dass das Projekt stümperhaft aufgegleist worden, der Betrieb nicht zu finanzieren oder die politische Rückenbedeckung nicht gegeben sei. Verhandelt wurden aber auch juristische Fragen, zum Beispiel ob Schweizer oder Bermudas-Recht anzuwenden sei. Während einige Zeugen Cran bloss widerlich fanden – bei Achermann geht der Puls noch immer hoch, wenn er von ihm erzählt –, stiess er bei anderen durchaus auf Bewunderung. «Wie er alles ganz genau seziierte, das war schon faszinierend», sagt Maurice Lausberg.

Streit mit dem Schwiegersohn

Während ihres Verhörs durften die Zeugen nicht mit anderen Beteiligten reden. Dauerte ein Verhör länger als einen Tag, hiess das: Auch abends im Hotel musste geschwiegen werden.

«Es herrschte eine eigenartige Stimmung, wir hatten ständig das Gefühl, wir würden überwacht», sagt Susanne Herrnleben. «Auf der Insel ist Butterfield omnipräsent, sponsert jeden Kindergarten, das erzeugt eine gewisse Paranoia.» Dass an einem Prozesstag die Jacht der Hollywoodstars Michael Douglas und Catherine Zeta-Jones im Hafen von Hamilton anlegte und die beiden im Hotel der Schweizer Zeugen essen gingen, trug zur filmreifen Stimmung bei.

Und Vera Engelhorn und Christof Hamm? Während der ersten Prozesstage ging das Ge-

Michael Douglas und Catherine Zeta-Jones tauchten im Hotel der Schweizer Zeugen auf.

rücht um, Hamm sei auf den Zuschauerrängen gesichtet worden. Was das Motiv für deren erbitterten Widerstand gegen die Salle Modulaire war, bleibt die grosse Frage. Während des Prozesses wurde mehrfach angedeutet, dass das Paar in einem sehr schlechten Verhältnis zum Vater beziehungsweise Schwiegervater stand, was in erster Linie mit Hamm zu tun gehabt habe. Christof Engelhorn hatte einen Sohn gehabt, Stefan Engelhorn, der mit 52 Jahren verstarb. Die beiden sollen eine sehr innige Beziehung gehabt haben. Hamm konnte die grosse Lücke, die Stefan hinterliess, nicht füllen – dies

machte dafür ein Stück weit Michael Haefliger. Der Mäzen und der Intendant trafen sich regelmässig, meistens im «Red Dragon», und entwickelten ein herzliches Vertrauensverhältnis. Haefliger und Hamm haben sich nur einmal zufällig getroffen, bei einem Besuch an Engelhorns Krankenbett im Spital. «Die Begegnung war kurz und sehr kalt. Hamm und Vera Engelhorn schüttelten mir widerwillig die Hand, das war's dann schon», sagt Michael Haefliger.

Vor drei Wochen hat der Supreme Court of Bermuda das Urteil publiziert. Die Stiftung Salle Modulaire erhielt in fast allen Punkten recht. Was noch lange nicht heisst, dass das Geld auch tatsächlich fliesst. Erstens hat der Butterfield Trust noch eine Rekursmöglichkeit, zweitens erhalten die Verantwortlichen in Luzern nun ein Zeit – im Urteil ist von einem Jahr die Rede – um eine neue Machbarkeitsstudie vorzulegen. Nur wenn ein plausibles Betriebskonzept vorliegt, muss Butterfield für den Bau bezahlen. Federführend bei der Planung ist nicht mehr die Stiftung Salle Modulaire, sondern es sind Stadt und Kanton Luzern. Auch der Name wird verschwinden, über die «Salle Horrible» wird man nicht mehr spotten können. Ob irgendwann in einem vom Butterfield Trust finanzierten Gebäude «*awful non-harmonious noises*» zu hören sein werden, ist weiter offen. Aber das ist nicht nur eine Frage des Geldes, sondern auch des Geschmacks. ○

Druckkosten sparen bei jeder Seite – mit dem HP Officejet Pro.

Gestochen scharfe Ausdrücke in Laserqualität mit hoher Geschwindigkeit und dazu noch Einsparungen bis zu 50%.¹ Die HP Officejet Pro Serie – die Neuerfindung des Tintenstrahldruckens für Unternehmen. Denn echte Innovation scheut keine Herausforderung. hp.com/ch/officejetpro



Make it matter.

HP Officejet Pro 8600 Plus
e-All-in-One



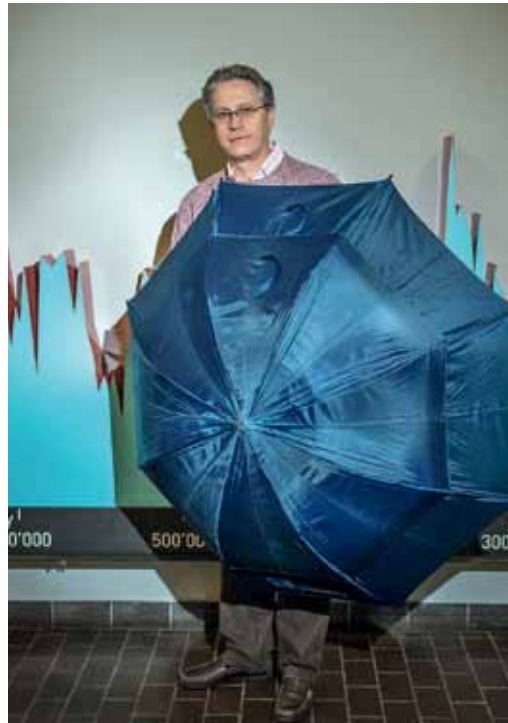
¹ Die Angaben zu den Kosten pro Seite gelten für die meisten Farblaserdrucker bzw. All-in-One Farbdruker zu einem Nettokaufpreis von unter 250 CHF bzw. 500 CHF (Stand Sept. 2012). Weitere Infos finden Sie auf hp.com/ch/officejetpro. © 2014 Hewlett-Packard Development Company, L.P. Die enthaltenen Informationen können sich jederzeit ohne vorherige Ankündigung ändern. HP kann nicht für hierin enthaltene technische oder redaktionelle Fehler oder Auslassungen haftbar gemacht werden.

Das Schweigen der Klimaforscher

Der Uno-Klimarat, geführt vom Berner Professor Thomas Stocker, versteckte in seinem Bericht gute Nachrichten. Denn aufgrund neuer Erkenntnisse müsste er beim Klimawandel Entwarnung geben. Dies behauptet das Gutachten zweier Experten, das letzte Woche herauskam. *Von Markus Schär*



«Papier ist geduldig»: Klimaspezialist Stocker.



Seit siebzehn Jahren erwärmt sich weltweit das Klima nicht mehr. Das mögen die Schweizer nach einem milden Nichtwinter zwar kaum glauben. In Kairo aber fiel seit einem Jahrhundert erstmals wieder Schnee. In Amerika herrschte eine Rekordkälte. Und in der Antarktis hat sich das Eis so weit wie selten ausgedehnt. Vor allem zeigen die Messungen der Meteorologen: Seit 1997 ist die Durchschnittstemperatur kaum noch gestiegen – bei den Prognosemodellen der Klimaforscher kann also etwas nicht stimmen.

Mit diesem Problem kämpften auch die Wissenschaftler des Uno-Weltklimarates (IPCC). Unter dem Vorsitz des Berner Professors Thomas Stocker tagten sie im September 2013 eine Woche lang in Stockholm, um eine Zusammenfassung ihres umfangreichen Berichtes zum Klimawandel zuhanden der Politik abzusegnen. Bei allen Problemen und allem Disput fassten sie ihre Erkenntnisse aber in wenigen einfachen Merksätzen zusammen. Der wichtigste, der es weltweit in die Schlagzeilen brachte: Der Klimawandel sei unbestritten – und er sei mit 95-prozentiger (statt wie bisher nur mit 90-prozentiger) Sicherheit von den Menschen verursacht.

«Eine relativ triviale Erkenntnis», höhnen jetzt der britische Klimaforscher Nicholas Lewis und der niederländische Wissenschaftsjournalist Marcel Crok. Das CO₂ wirkt zweifelsfrei als Treibhausgas, weil es verhindert,

dass die Erde alle Sonnenwärme wieder abstrahlt. Da die Menschen seit der industriellen Revolution viel Kohle, Öl und Gas verbrannt haben, stieg der CO₂-Anteil in der Atmosphäre – von 280 auf 400 Teilchen pro Million. Das wirkt unbestritten erwärmend, umstritten aber bleibt: wie stark? Und wie gefährlich?

Um diese entscheidenden Fragen drückten sich die Klimaforscher in Stockholm, behaupten Lewis und Crok in einem umfangreichen Report, letzte Woche veröffentlicht vom britischen Think-Tank Global Warming Policy Foundation, dem namhafte Politiker und Wissenschaftler angehören. Ja, der Titel erhebt sogar einen schweren Vorwurf: «How the IPCC Buried Evidence Showing Good News About Global Warming». Das heisst: Die Wissenschaftler, die eigentlich nur den Forschungsstand beurteilen sollen, verschwiegen wichtige Erkenntnisse, weil diese ihren Katastrophenwarnungen widersprachen.

Die beiden Kritiker lassen sich nicht als «Klimaleugner» abtun. Nicholas Lewis arbeitete als freier Physiker und Mathematiker mit leitenden IPCC-Leuten zusammen an wegweisenden Studien. Und Marcel Crok überprüfte den aktuellen IPCC-Bericht im Auftrag der niederländischen Regierung. Das Vorwort stammt zudem von Professorin Judith Curry, einer führenden Atmosphärenphysikerin, die als Kriti-

kerin der Klimaforscher in den letzten Wochen auch den US-Kongress beriet. Der Report erregte deshalb weltweit grosses Aufsehen, wenn auch nicht in den Medien, die immer noch mit Vorliebe vor Katastrophen warnen.

Weit geringere Temperaturwerte

Es geht um die zentrale Frage der Klimaforschung: Wie stark erwärmt sich das Klima, wenn sich der CO₂-Anteil in der Atmosphäre verdoppelt? Die IPCC-Forscher nahmen bisher den wahrscheinlichsten Wert von 3 Grad Celsius an, ihr vierter Bericht von 2007 sprach von einer Bandbreite zwischen 2 und 4,5 Grad. In den letzten Jahren, betonten Lewis und Crok, seien aber mehrere Studien herausgekommen, die auf weit geringere Werte zwischen 1,5 und 2 Grad Celsius deuten. Mit den wahrscheinlichsten Annahmen, stellen die Autoren fest, «läge die Erwärmung selbst beim zweithöchsten Emissionsszenario des IPCC im Jahr 2100 noch beim internationalen Ziel von 2 Grad» – es gäbe also keinen Grund für Katastrophenwarnungen.

Diese gute Nachricht mochte das IPCC aber nicht vermelden, weil sie seine Szenarien in Frage stelle, behaupten die Kritiker. Die IPCC-Leute verschwiegen deshalb in ihrer Zusammenfassung für die Politiker die aktuellen Studien, verzichteten auf das Angeben des wahrscheinlichsten Werts und verbreiteten stattdessen die Botschaft, ihre Sicherheit sei trotz aller zunehmenden Unsicherheiten grösser denn je. Aufgrund der vorliegenden Studien hätte das IPCC den wahrscheinlichsten Wert auf 1,75 Grad senken müssen, schreiben Lewis und Crok: «Das wäre von den Weltmedien als eine der wichtigsten Erkenntnisse verbreitet worden, wenn nicht gar als die wichtigste – und dies zu Recht.»

«Papier ist geduldig», spottet Professor Thomas Stocker, von der *Weltwoche* um eine Stellungnahme gebeten. Er kritisiert, die Autoren hätten ihnen genehme Studien als Rosinen gepickt und ihren Report nicht im Peer-Review begutachten lassen: «Als politischer Entscheidungsträger möchte ich mich bei komplexen Fragen nicht auf einen von zwei Personen verfassten, nicht begutachteten Kurzbericht stützen müssen, der von einem Think-Tank publiziert wurde.»

Das ist allerdings nicht der Punkt. Denn Lewis und Crok machten nur, was eigentlich das IPCC tun müsste: die massgeblichen Studien sichten und die naheliegenden Schlüsse daraus ziehen. Die Lektüre ihres Reports sei Thomas Stocker empfohlen. ○

Weitere Vorträge!



Öffentlicher Vortrag von Roger Köppel

Die Schweiz und Europa

**Eine Standortbestimmung nach dem Ja
zur Masseneinwanderungsinitiative**

Was bedeutet der Volksentscheid für die Schweiz? Und für Europa? Wie muss es jetzt weitergehen? Ein Plädoyer für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz. Roger Köppel, Verleger und Chefredaktor der *Weltwoche*, war früher Chefredaktor der *Welt* in Berlin.

Veranstaltungen

			Anmeldung
Schaffhausen	13. März	Sorell Hotel Rüden	schaffhausen@weltwoche.ch
Zug	14. März	Theater Casino Zug	zug@weltwoche.ch
Weinfelden	18. März	Thurgauerhof	weinfelden@weltwoche.ch
Oltén	25. März	Hotel Arte	oltén@weltwoche.ch

Beginn: 19 Uhr, Türöffnung: 18 Uhr, Eintritt frei

Die Platzzahl ist beschränkt. Telefonische Anmeldung 044 533 35 03

Retter in Not

Amerikas Held des Afghanistan-Feldzugs heisst Marcus Luttrell. Hollywood hat dem Navy Seal aus Texas im Blockbuster «Lone Survivor» ein Denkmal gesetzt. Sein Leben verdankt Luttrell einem afghanischen Bergbauern, der nun selbst um sein Leben bangt. Von Urs Gehriger, Sami Yousafzai und Nathan Beck (Bild)

Amerikas grösste Tragödie des Afghanistankriegs beginnt in der sternklaren Nacht des 28. Juni 2005. Vier Elitekämpfer der legendären US Navy Seals verlassen ihre Basis nördlich von Kabul in Richtung pakistanische Grenze. Ihr Auftrag: Liquidierung eines hochrangigen Taliban-Führers, der mit Osama Bin Laden operieren und sich in den Bergen versteckt halten soll. Bereits bei Morgengrauen haben sie Sichtkontakt zum Taliban-Chef. In einem Gebüsch legen sie eine kurze Rast ein, als plötzlich alles schiefzulaufen beginnt.

Aus dem Nichts tauchen siebzig Geissen und drei Hirten auf und entdecken das Kommando. Innert einer Stunde sind die Amerikaner von Dutzenden Taliban umzingelt. Die Jäger werden zu Gejagten. Was nun folgt, ist eine Menschenhatz in steilem Gelände. Von Gewehr- und Granatsplittern getroffen, halb erblindet und gelähmt vor Schmerz, stirbt ein Seal nach dem anderen. Selbst ein Rettungshelikopter erreicht sein Ziel nicht. Ehe er landen kann, schießen ihn Taliban mit einer Panzerfaust ab. Die gesamte Besatzung stirbt. Neunzehn Seals finden an jenem Tag den Tod. «Operation Red Wings» ist die grösste Katastrophe in der Geschichte der US Special Forces seit dem Zweiten Weltkrieg.

Die Tragödie wäre nackte Totenstatistik geblieben, hätte nicht ein Seal das Gemetzel überlebt. Marcus Luttrell, 29, aus Texas harret in der Bergwüste aus, bis die Sonne am Horizont versinkt. Auf sich allein gestellt, wäre auch der 1,90-Meter-Hüne in der Einöde verblutet. Dass er überlebte und die Geschichte die Welt erreichte, die heute Millionen Amerikaner in den Bann schlägt, ist allein einem Mann geschuldet: Mohammed Gulab, 31, Bergbauer aus Sabray, 2000 Meter hoch im Hindukusch gelegen.

In der Hand eine entscherte Handgranate

Ein paar Monate sind seit der missglückten «Operation Red Wings» vergangen, als wir Gulab 2006 in einem abgedunkelten Zimmer im «Park Residence Guest House» in Kabul treffen. Er trägt einen breitkrempigen Pakol-Hut aus Wolle und einen Tschador, ein beiges Seidentuch, das er über Kopf und Schultern geschlagen hat. Durch die halbgeöffneten Augenlider mustert er uns mit einer Ruhe, die gar nicht zu seiner Erzählung passen will.

«Ich war auf der Suche nach essbaren Pflanzen, als mir im Wald neben unserem Dorf Schleifspuren auffielen.» Bei einer Quelle habe er einen verletzten Amerikaner entdeckt.

«Taliban? Taliban?», habe er geschrien, in der Hand eine entscherte Handgranate.

«No Taliban!», beschwichtigte Gulab und hob sein Hemd, um zu zeigen, dass er nicht bewaffnet war.

Der Amerikaner hatte eine Kugel im Bein, einen gebrochenen Knöchel, eine zerquetschte Nase, Granatsplitter im Rücken, eine zerbissene Zunge, Platzwunden am ganzen Körper. «Er sah aus, als ob er bald sterben würde», erinnert sich Gulab.

Noch streichen die Taliban durch die Gegend. «Bitte beschütze mich», sagt der Amerikaner und übergibt Gulab sein Gewehr. Gulab schleppt Luttrell in sein Haus, wo er ihn reinigt und pflegt. Sofort steht das halbe Dorf vor seiner Tür. Und bald auch die Taliban. «Sie kamen und sagten: «Rück diesen Soldaten raus! Du willst doch wohl nicht wegen eines Amerikaners sterben?»» Gulab weicht nicht von Luttrells Seite. «Er ist mein Gast. Wenn ihr ihn wollt, müsst ihr das ganze Dorf töten.»

«Er ist mein Gast. Wenn ihr ihn wollt, müsst ihr das ganze Dorf töten.»

«Was war Gulabs Motiv?», fragte sich Luttrell – und mit ihm jeder, der von der Geschichte hört. «Was bringt den afghanischen Bergbauern dazu, einer komplett fremden Person, einem Soldaten einer Invasionsarmee, das Leben zu retten und dabei nicht bloss sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, sondern das sämtlicher Dorfbewohner?»

Die Antwort heisst «Paschtunwali» – der Ehrenkodex des uralten afghanischen Volkes, der Paschtunen. «Paschtunwali bedeutet Respekt, Respekt für einen Gast, der an deine Tür klopft», erklärt Gulab. «Wenn er in Not ist, ist es unsere Pflicht, ihn zu beschützen. Und dieser Amerikaner war in grosser Gefahr.»

Die Taliban geben nicht auf, sie legen sich um das Dorf herum auf die Lauer. Gulab schickt einen Dorfälteren aus, um Hilfe zu holen. Mit Fetzen von Luttrells Uniform und einer Handnotiz des Amerikaners schleicht er fünf Stunden hinunter ins Tal zur US-Basis in der Provinzhauptstadt Asadabad.

Unterdessen kommt es in Gulabs Hütte zum Zusammenprall der Kulturen. Gulab versteht kein Wort Englisch. Er kann weder lesen noch schreiben und hatte bisher keinen Kontakt zur westlichen Gesellschaft. Als Luttrell sein T-Shirt

abstreift und auf den Armen und dem Rücken riesige Tätowierungen zum Vorschein kommen, erschrickt Gulab. Er glaubt, der Amerikaner leide an einer Hautkrankheit. Umgekehrt misstraut Luttrell den grünen Bällchen, die «Wunder» bewirken sollen, wenn man sie unter die Lippe schiebt. Es ist Tabakopium, das den Amerikaner in den folgenden Tagen vor den schlimmsten Qualen bewahrt.

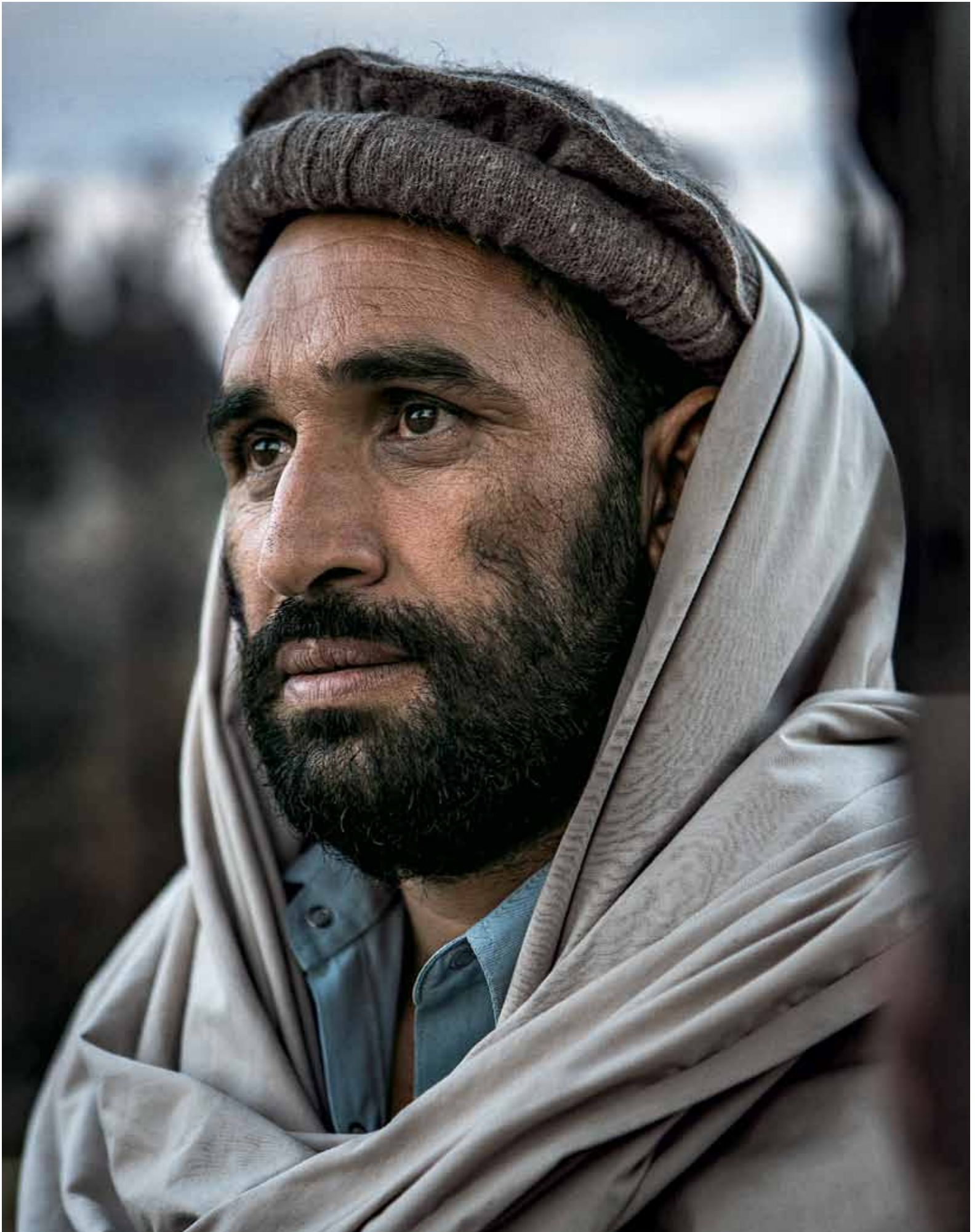
Luttrell meldet sich nicht mehr

Vier Tage nach dem tödlichen Gefecht findet ein US-Rettungsteam das Dorf. Im Schutz der Dunkelheit fliegt es Luttrell aus. Mit ihm im Helikopter sitzt Gulab. Er habe ihn mit den Armen umklammert, erzählt der Afghane, und ihm zwei Finger in die Hand geschlagen: «200 000 Dollar werde ich dir geben!», habe er versprochen. Doch er, Gulab, habe bloss den Kopf geschüttelt. Und als ihm Luttrell zum Dank wenigstens seine Uhr überreichen wollte, habe er auch dieses Angebot ausgeschlagen. «Du bist mein Gast», habe er bloss gesagt.

Vier Tage waren die beiden Schicksalsgenossen. Luttrell, Soldat aus Texas, einziger Überlebender der «Operation Red Wings», und Gulab, Bergbauer aus Sabray, Retter in extremer Not.

Während Luttrell in seine Heimat geflogen und in einem Dutzend Operationen zusammengeflückt wird, zahlt Gulab teuer für seine Tat. Kaum hat er Luttrell in die Obhut der Amerikaner gegeben, erhält er Todesdrohungen. Er sieht sich gezwungen, sein Haus aufzugeben. Er verlässt sein Dorf und sein kleines Holzgeschäft in Sabray, das die Taliban bald niederbrennen. Mit seiner Frau und seinen sechs Kindern zieht er ins Tal, in die Nähe der US-Basis in der Provinzhauptstadt Asadabad, wo er vorerst bei seinem Schwager Unterschlupf findet. Seine Hoffnungen auf ein Exil in den USA zerschlagen sich in den folgenden Monaten. Marcus Luttrell meldet sich nicht mehr. Die einzige Kompensation für seine verlorene Heimat ist ein Job als Bauarbeiter auf der US-Basis, der ihm 250 Dollar pro Monat einträgt.

April 2006. Nach dem ersten Treffen mit Gulab druckt *Weltwoche*-Mitarbeiter Sami Yousafzai, der hauptamtlich als Reporter für *Newsweek* arbeitet, in dem US-Magazin einen Artikel über Gulab mit dem Titel «Ein Freund in Bedrängnis». Darin beschreibt er das Schicksal des Bergbauern, der nun als Verfolgter im eigenen Land um sein eigenes Leben fürchtet. Zum Schluss zitiert er Gulab mit den Worten: «Warum möchte jetzt noch jemand mit den Amerika-



«Eines baldigen Tages wird der Tod ihn finden»: Bergbauer Mohammed Gulab.



Grösste Katastrophe in der Geschichte der US Special Forces: Wahlberg (r.) als Navy Seal Luttrell.

nern kooperieren?» Wenige Tage nach der Veröffentlichung des Artikels klingelt neben der US-Basis in Asadabad Gulabs Telefon. Er solle sich am nächsten Morgen um elf Uhr im Hauptquartier melden. Gulab schliesst kein Auge in dieser Nacht. Werden die Amerikaner ihn und seine Familie in die USA ausfliegen? Fängt nun ein ganz neues Leben an?

Als er sich am Haupttor meldet, warten zwei Soldaten bereits auf ihn. Statt ihn zu begrüßen, legen sie ihn in Handschellen, verbinden ihm die Augen und führen ihn in einen Raum ohne Licht in einer entfernten Ecke des Lagers. Dort, erzählt Gulab, hätten sie ihn vier Tage lang verhört. Sie fragen ihn nach Verbindungen zu al-Qaida. «Das muss ein Irrtum sein», denkt er. «Sie kennen doch meine Geschichte, sie wissen doch, dass ich wegen der Rettung ihres Soldaten Heimat, Hab und Gut aufgeben musste.»

Frühling 2006. Marcus Luttrell hat den Militärdienst quittiert. Nach dem Fegefeuer in den afghanischen Bergen geht er auf der elterlichen Pferderanch in Texas durch eine psychische Hölle. «Er lebte wie in einem Schrein», erinnert sich ein Journalist, der Luttrell damals getroffen hat. Überall in seinem Zimmer seien Bilder und Uniformfetzen von seinen getöteten Kameraden gewesen. Und in der Mitte des Raumes sei eine Art Grabstein gelegen, in den alle Namen der neunzehn getöteten Seals eingraviert waren.

18. Juli 2006. Endlich ein Lichtblick. Präsident George W. Bush empfängt Marcus Luttrell im Weissen Haus. Die beiden Texaner verstehen sich aus dem Stand. Der Präsident steckt Luttrell das «Navy Cross», die höchste Auszeichnung der Navy für Heldentum im Kampf und Symbol für Selbstlosigkeit, an die Marine-Uniform. Luttrell schenkt dem Präsidenten sein *battle patch*, einen Texas-Stern. Dafür, so Bush gerührt, reserviere er einen besonderen Platz in seinem künftigen Präsidentenmuseum. Als die

beiden das Oval Office verlassen, fragt der Präsident: «Gibt es etwas, was du brauchst, Marcus? Irgendetwas? Du rufst mich an, auf diesem Telefon hier, verstanden?» – «Yessir!»

Dezember 2006. Am Rande eines Interviews mit General David Petraeus in Bagdad lernen wir einen Freund Luttrells kennen. Er vermittelt uns seinen E-Mail-Kontakt. Wir berichten Luttrell über unsere Bekanntschaft mit Gulab. Wir richten ihm seine Grüsse aus und fragen, ob er Interesse habe, mit seinem Retter direkt in Kontakt zu treten. Unsere Nachrichten bleiben unbeantwortet. «Vielleicht hat er mich vergessen», sagt Gulab.

Juni 2007. Marcus Luttrell veröffentlicht ein Buch: «Lone Survivor» heisst es, «Seal-Team 10: Einsatz in Afghanistan. Der authentische Bericht des einzigen Überlebenden der Operation Red Wings».*

Verfasst hat Luttrell den Augenzeugenbericht mit Patrick Robinson, Autor zahlreicher Kriegsthriller. «Das ist die Story, auf die du ein Leben lang gewartet hast», schwärmt sein Verleger. Im Zentrum von «Lone Survivor» stehen der Todeskampf der vier Seals und Luttrell selbst, ein gebrochener Held, der sich in Trauer und Schuldgefühlen zerfleischt. Auch Gulab kommt vor, in Gestalt eines edlen Wilden und Retters in äusserster Not. Über Gulabs Sicht der Ereignisse, sein Motiv und die Folgen seiner Tat erfahren die Leser nichts. Wie sollten sie auch? Luttrell hatte seit dem traumatischen Ereignis nie mehr Kontakt zu seinem Schutzengel.

Über Nacht wird Marcus Luttrell zum Star. Wochenlang steht «Lone Survivor» an der Spitze der *New York Times*-Bestsellerliste. Kaum ein Nachrichtenkanal, kaum eine Talkshow, die den «einzigen Überlebenden» nicht als Gast geladen hat. Das Publikum ist begeistert. Luttrells Leidensgeschichte liest sich für Amerikaner wie eine Katharsis in einem hoffnungslosen Krieg. Einzig die *New York Times* stört sich etwas an der

«unverfrorenen Prahlerei und dem Patriotismus» des Erzählstils.

Gulab reist nach Amerika

2010. Fünf Jahre sind seit der «Operation Red Wings» vergangen. Da klingelt bei Gulab das Telefon. Über einen Mittelsmann lässt Marcus Luttrell nach ihm fragen. Er lädt ihn zu sich auf seine Ranch nach Texas ein. Luttrell hat wieder Tritt gefasst. Seit Jahren erhält er psychologische Betreuung. Er hat einen Therapiehund, Mr Rigby, der nie von seiner Seite weicht. Luttrell hat geheiratet. Er hat Familienpläne. Und er spricht über sein neues Projekt. Hollywood!

Kaum war das Buch erschienen, rissen sich die grössten Filmstudios um die Geschichte. Universal erhielt den Zuschlag für zwei Millionen Dollar – zehnmal mehr, als Luttrell Gulab in seiner bittersten Stunde als Rettungsgeld angeboten hatte. Die Regie soll Peter Berg führen, Macher von Actionstreifen wie «The Kingdom» (mit Jamie Foxx) und «Hancock» (mit Will Smith, Charlize Theron). Berg möchte Gulab bei den Dreharbeiten dabei haben, damit er ihn über lokale Sitten und Lebensweisen in Afghanistan beraten kann. Gulab sagt zu.

Nach gut zwei Wochen sitzt Gulab wieder in Asadabad. Endlich scheint sich der Himmel zu öffnen. Auch über Gulabs alter Heimat. Zur Belohnung für die heldenhafte Rettung von Marcus Luttrell haben die US-Truppen dem Dorf Sabray eine Buben- und Mädchenschule versprochen. Und ein Bewässerungssystem. Und einen elektrischen Generator.

Die Bauarbeiten geraten jedoch bald ins Stocken. Gulabs Cousin wird erschossen. Die Taliban haben nicht vergessen. Sie nennen Sabray «das Dorf, das ungläubige US-Soldaten verteidigt». Wie vor 9/11 kontrollieren die Taliban und al-Qaida wieder ganze Regionen Afghanistans, wagen sich sogar ins Herz der Hauptstadt Kabul vor. Das «Park Residence Guest House», wo wir Gulab vier Jahre zuvor das erste Mal getroffen haben, wird bei einem Attentat vollständig zerstört.

Sommer 2013. Gulab fliegt ein zweites Mal in die USA. Er besucht Washington, D.C., trifft Kongressabgeordnete, die ihn mit Lob überhäufen. Auf dem Filmset steht er Regisseur Peter Berg zur Seite. Der Star des Films, Mark Wahlberg, der Marcus Luttrell spielt, schliesst Gulab gleich ins Herz. «Du bist der wahre Held», sagt ihm Wahlberg, «im richtigen Leben und im Film.»

Gulab ist begeistert von Amerika. Und die Amerikaner von ihm. Er tritt in Fernsehshows auf. CNN schickt seinen Starreporter Anderson Cooper aus. Er macht eine Homestory auf der Ranch von Luttrell. CNN filmt die beiden beim Schiessen, Luttrell schießt mit seinem Scharfschützengewehr, Gulab mit einer AK-47.

«Es ist eine wirklich interessante Freundschaft», staunt Reporter Cooper. «Sie sprechen nicht die gleiche Sprache. Sie schießen zusam-



«Gibt es etwas, was du brauchst, Marcus?»: Präsident Bush verleiht Luttrell das «Navy Cross».

men, aber die meiste Zeit sitzen sie einfach nebeneinander und sprechen kein Wort.»

Im Grunde sind Gulab und Luttrell ähnliche Typen. Verstockte Naturburschen. Der eine aus dem Wilden Westen, der andere aus dem Gebirge am Hindukusch. Vereint durch Zufall, vielleicht eine Fügung des Schicksals. «Ich liebe dich, Bruder», sagt Luttrell in «60 Minutes», der renommiertesten US-Nachrichtensendung. «Ich dich auch», antwortet Gulab, «deshalb bin ich zu dir gekommen, nach Texas.»

Verhaltensregeln aus vorislamischer Zeit

Immer wieder muss Gulab dem verdutzten amerikanischen Publikum den Ehrenkodex «Paschtunwali» erklären. «Wir haben Marcus nicht für Geld oder Privilegien gerettet», sagt Gulab. «Indem wir ihn in unserem Haus aufgenommen und beschützt haben, haben wir bloss unsere kulturelle Pflicht erfüllt.»

Der Kodex ist für Aussenstehende schwer verständlich. Es geht nicht nur um Ehre, sondern auch um Recht. Das «Paschtunwali» umfasst einen Kanon an Gesetzen und Verhaltensregeln, der in die vorislamische Zeit zurückreicht. Gulabs Tat ist ein Teil dieses komplexen Stammesgesetzes. Nach paschtunischem Verständnis steht auch der Beschützte in einer Pflicht. Es ist keine explizit materielle Bringschuld, die er zu leisten hat. Der Ehrenkodex «Paschtunwali» hat kein Preisschild. Es ist Aufmerksamkeit, die er seinem Retter schuldet, und Ehrerbietung. Vor allem hat der Gerettete die Pflicht, seinem Retter beizustehen, wenn dieser in Not gerät.

Gulab hofft, dass Luttrell nun, acht Jahre nach der Rettung, seine Hand ausstreckt, ihn aus seiner misslichen Lage befreit. Luttrell versuche, für Gulab eine Green Card (Aufenthalts-erlaubnis für die USA) aufzutreiben, berichtet CNN. Luttrell habe ihm auch versprochen, er werde ihm die Hälfte seiner Filmtantiemen geben, sagt Gulab. Und sieben Prozent der Ein-

nahmen aus den Buchverkäufen. Doch so genau weiss er das nicht mehr. Schliesslich versteht er ja kein Amerikanisch. Und er hat keinen Business-Berater, von einem Anwalt ganz zu schweigen. Die einzige Verbindung zwischen Gulab und der fremden neuen Welt ist ein afghanischer Übersetzer, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet und der gerne viel auf Amerikanisch redet.

Aber Gulab ist guter Dinge. Er arbeite an einem eigenen Buch, sagt er im Herbst. Patrick Robinson, der Co-Autor von «Lone Survivor», habe sich seine Version der Geschichte angehört. Pünktlich zum Filmstart werde sein Buch zu kaufen sein, hofft Gulab.

November 2013. Der grosse Tag ist da. Im «Chinese Theatre» in Hollywood hat «Lone Survivor» Premiere. Regisseur, Schauspieler, Luttrell, alle stehen auf dem roten Teppich. Auch Gulab ist eingeladen. Er trägt ein weisses Seidenhemd mit Stehkragen. Er ist aufgeregt. Noch nie war er im Kino.

«Lone Survivor» wird in Amerika ein Blockbuster. Das Publikum ist begeistert von der



«Hat er was Falsches gesagt?»

zweistündigen Hetzjagd. Von der Hymne auf den Todesmut der Ausnahmekämpfer. «Die Hölle von einem Film», schwärmt das *Gentlemen's Quarterly*. «Brutal und realistisch.» Regisseur Berg schildert das Gemetzel bis ins brutalste Detail. 38 Millionen Dollar spielt der Streifen allein am ersten Wochenende ein – mehr als «Gladiator» oder «Terminator 2». An manchen Orten in Texas werden sämtliche Vorführungen anderer Filme gestrichen und durch «Lone Survivor» ersetzt, um dem anstürmenden Publikum gerecht zu werden.

«Geh nun zurück in deine Heimat»

März 2014. Gulab ist zurück in Asadabad, in seinem Haus neben der US-Basis, bei der Frau und seinen unterdessen elf Kindern. Kaum war die Filmpremiere vorbei gewesen, hatte ihn Marcus' Schwiegervater auf Shoppingtour mitgenommen und danach direkt auf den Flughafen gebracht, wo er ihn in einen Flieger setzte. «Geh nun zurück in deine Heimat», habe er gesagt.

Gulab ist perplex. «Ich hatte gar keine Zeit, meine Sachen zu packen.» Auch von «Blutsbruder» Marcus Luttrell habe er sich nicht verabschieden können. Bereits Wochen vor der Premiere hatte Luttrell kein Wort mehr mit ihm gewechselt. Er sei beschäftigt, wurde Gulab gesagt, er schreibe an einem neuen Buch. Auch der Ghostwriter von Gulabs Buch hat sich in Luft aufgelöst. Gulab empfindet die abrupte Rückkehr als Schmach, doch seine Ehre verbietet es, darüber zu klagen: «Wenn man einem Paschtunen das Gastrecht entzieht, muss er gehen», sagt er bloss.

Zwar kennt ihn jetzt jeder in Afghanistan. Seine Geschichte hat auch hier die Runde gemacht. Und die meisten Afghanen sind stolz, dass einer der Ihren durch die edle Tat im Westen zu Ruhm gekommen ist. Doch Gulab hadert mit seinem Ruhm. Jeder hier denke, er sei mit Taschen voller Geld zurückgekehrt. In Wirklichkeit habe ihm die Filmgesellschaft, nebst Kost und Logis, 5000 Dollar gegeben – ein «Trinkgeld», gemessen an den Produktionskosten des Films von 40 Millionen Dollar.

Doch es ist nicht das ausgebliebene Geld, das ihn bedrückt. Ende Jahr zieht Präsident Obama die US-Truppen aus Afghanistan ab. Bereits jetzt schläft er jede Nacht in einem anderen Bett. Seit dem Rummel um den Film, der bald auch in Pakistan gezeigt wird, ist er eine privilegierte Zielscheibe für die Taliban. «Dieser Mann ist ein Verdammter seit dem Tag, an dem er sein Dorf mit dem gottlosen Amerikaner verlassen hat», sagt Qari Moued Safi, ein lokaler Taliban-Chef. «Eines baldigen Tages wird der Tod ihn finden.»

*Marcus Luttrells Buch erscheint am 17. März auf Deutsch: «Lone Survivor», 448 Seiten, Heyne-Verlag.

«Lone Survivor» mit Mark Wahlberg in der Hauptrolle kommt nächste Woche in die Schweizer Kinos.

Rheinfahrten mit Luxusschiff MS Antonio Bellucci



9 Tage ab Fr. 790.-
Rabatt Fr. 800.- abgezogen

3 Tage ab Fr. 240.-

Reise 1 Basel–Amsterdam–Basel Sommer- und Herbstfahrten

- 1. Tag Basel – Speyer** Individuelle Anreise, ab 15.00 Uhr Einschiffung. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los».
- 2. Tag Speyer** Am Nachmittag Ausflug* nach Heidelberg, eine der schönsten Städte Deutschlands.
- 3. Tag Speyer – Köln** Passage «Romantischer Rhein» mit Loreley. Stadtrundgang* in Köln.
- 4. Tag Rotterdam** Ausflug* Windmühlen von Kinderdijk. Nachmittags Stadt-/Hafenrundfahrt* in Rotterdam.
- 5. Tag Amsterdam** Vormittags Stadtrundfahrt* und Besuch der Insel Marken. Grachtenfahrt* am Nachmittag.
- 6. Tag Düsseldorf** Stadtrundfahrt* am Nachmittag.
- 7. Tag Rudesheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Winzerexpress.* Besuch Weinlokal mit Imbiss/Livemusik.
- 8. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt* durch die Europametropole Strasbourg am Nachmittag.
- 9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.
* Ausflug im Ausflugspaket \ Programmänderungen vorbehalten \ Partnerfirma: feenstra

Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 800.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

Abreisedaten 2014

23.08. 200	16.09. 200	10.10. 400	17.11. 800
31.08. 200	24.09. 200	01.11. 600	
08.09. 200	02.10. 300	09.11. 700	



Amsterdam



Strasbourg

Reise 2 Basel–Breisach–Strasbourg–Basel Luxus Schnupperfahrten durchs Elsass

- 1. Tag Basel – Breisach** Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 11.00 Uhr im Hafen St. Johann. Abfahrt um 11.45 Uhr und Mittagessen. Ab 16.00 Uhr Willkommens-Apéro. Gegen 17.00 Uhr Besuch des Museums für Stadtgeschichte. Anschliessend Führung durch den Gewölbekeller der Geldermann Privatsektkellerei.* Um 19.30 Uhr Rückkehr zum Schiff und 4-Gang Nachtessen.
- 2. Tag Breisach – Strasbourg** Geniessen Sie von 08.00 bis 11.00 Uhr einen Brunch. In Strasbourg Bustransfer in die City. Stadtrundfahrt.* Freie Zeit und Rückkehr an Bord. Abfahrt Richtung Basel gegen Abend. Ein Highlight ist das 6-gängige Gala-Dinner und die kleine, aber feine Crewshow.
- 3. Tag Strasbourg – Basel** Nach dem Frühstücksbuffet Ankunft in Basel St. Johann um ca. 09.00 Uhr. Ausschiffung und individuelle Heimreise.

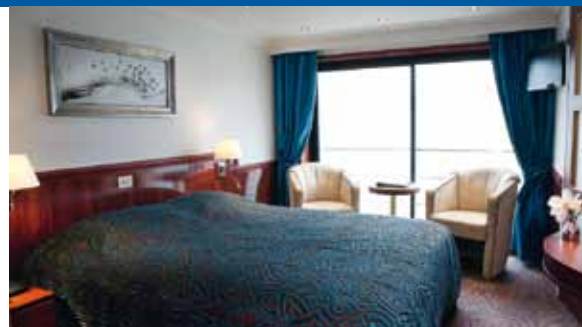
* Ausflug im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar. Programm- und Menüänderungen vorbehalten. Menü-Karten finden Sie unter www.thurgautravel.ch.

Reise auch für Firmen- und Familienanlässe geeignet.

Abreisedaten 2014

18.10.	24.10.	30.10.	29.11.	05.12.	11.12.
20.10.	26.10.	25.11.	01.12.	07.12.	
22.10.	28.10.	27.11.	03.12.	09.12.	

29.11. bis 11.12. mit Weihnachtsmarkt in Strasbourg



2-Bettkabine Ober-/Mitteldeck mit franz. Balkon

MS Antonio Bellucci*****

Das 2012 erbaute Luxusschiff bietet in 69 komfortablen Kabinen und einer Suite (28 m²) bis zu 141 Gästen Platz. Alle Kabinen verfügen über DU/WC, Telefon, Safe, Föhn und Klimaanlage. Die Kabinen auf dem Ober-/Mitteldeck (15 m²) sind mit franz. Balkon sowie mit Tisch und 2 Sesseln ausgestattet. Auf dem Hauptdeck (13 m²) gibt es kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Bordausstattung: Foyer, Shop, Restaurant, Panorama-Lounge mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool, Liegestühlen und Sonnenschirmen. Lift (nicht bis Hauptdeck). **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie
- Vollpension an Bord (Reise 1)
- Mahlzeiten gemäss Programm (Reise 2)
- Alle Schleusen- und Hafengebühren
- Thurgau Travel-Bordreiseleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p. P./Tag), Ausflüge, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabatt Reise 1)

2-Bettkabine	Reise 1	Reise 2
Hauptdeck hinten	1590	240
Hauptdeck	1690	290
Mitteldeck hinten*	1890	340
Mitteldeck*	1990	390
Oberdeck*	2190	490
Suite Oberdeck*	2790	790
Zuschlag Alleinben. HD	590	190
Zuschlag Alleinben. MD	890	290
Zuschlag Alleinben. OD**	990	390
Ausflugspaket (9/2 Ausflüge)	290	39
Annulationsversicherung	59	34

* mit französischem Balkon | **exkl. Suite



Panoramalounge mit Bar

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
Buchung oder Prospekt verlangen

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Das Geheimnis professioneller Köche. Jetzt in Ihrer Küche.

Mit dem Electrolux Profi Steam – jetzt erstmals auch mit SousVide Funktion – profitieren Sie vom Wissen der Sterneköche. Das Garen mit niedriger Temperatur erhält Intensität, Textur und Geschmack Ihrer Zutaten perfekt. Genau wie in Ihrem Lieblingsrestaurant. Entdecken Sie mehr auf www.electrolux.ch



**Der Electrolux Profi Steam.
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**



Electrolux



Einseitige Berichterstattung: Pressekonferenz von Russlands Präsident Putin am 4. März in seinem Landsitz ausserhalb Moskaus.

Putin und die Arroganz des Westens

Zappenduster ist das Bild, das europäische Medien und Politiker vom russischen Präsidenten zeichnen. Diese Optik blendet Wesentliches aus. Vor allem die ungeschickte, sehr zwiespältige Rolle des Westens in seinem fruchtlosen Versuch, den Russen sein Weltverständnis aufzudrängen. *Von Robert U. Vogler*

Überzeugten Antikommunisten und freiheitlichen Demokraten fällt der Versuch schwer, einen nicht so «lupenreinen Demokraten» wie Wladimir Putin in der schwierigen Situation rund um die Ukraine und die Krim in gewissen Aspekten zu verstehen. Zappenduster das Bild, das von ihm gezeichnet wird. Und weil eine grosse Mehrheit der Medien, welche die internationale Politik beobachten, das Hinterfragen von Ereignissen und Handlungen der daran beteiligten Mächtigen offenbar verlernt hat, glauben wir alles, was uns Tag für Tag aufgetischt wird, vor allem in den elektronischen Medien.

Die einseitige Berichterstattung in fast allen westlichen Publikationen ist ein Ärgernis und erinnert an Afghanistan, den Irak und Syrien. Sie unterscheidet sich oft wenig von der des staatlichen Quasiinformationsmonopols Moskaus. Man kann es drehen und wenden, wie man will, der Westen – und damit seien explizit die USA,

die Nato und die «friedensstiftende» EU gemeint – hat in den Jahren seit dem Mauerfall in Bezug auf das Verhältnis zu Osteuropa gravierende Fehler begangen. Die Ukraine-Krise ist eines der Resultate davon. Dabei geht es Moskau gar nicht um die Ukraine, es geht ihm um Russland.

Doch zuerst das Positive: Nach der Selbstauflösung der Sowjetunion und der in die Selbständigkeit entlassenen Satellitenstaaten sind Länder wie Polen oder die ehemalige Tschechoslowakei klar auf souveränen Wegen gegangen, während Ungarn, Bulgarien und Rumänien noch tief in einem Lernprozess stecken. Mit dem Sieg des Kapitalismus und einem falsch verstandenen Liberalismus vor Augen, glaubten bereits viele, das «Ende der Geschichte» sei angebrochen oder der ewige Friede stehe gar vor der Tür, was sicher nicht ehrenrührig ist. Aber bereits die kriegerischen Auseinandersetzungen nach dem Zerfall Jugoslawiens hätten

aufhorchen lassen müssen in Europa – nur wenige hundert Kilometer von den Zentren Westeuropas entfernt, entbrannte ein mörderischer Krieg. Es war das kollektive Versagen der EU, es bedurfte der Interventionen von Seiten der USA, um dem Treiben ein Ende zu bereiten. Nun befinden wir uns wieder in einer Situation, die eine gewisse kriegerische Auseinandersetzung in Europa möglich scheinen lässt, diesmal im ehemaligen Cordon sanitaire der untergegangenen Sowjetunion.

Was lief falsch? Wir kennen das Muster, nach dem die ehemaligen Ostblockländer zwar der Diktatur entkommen sind, sich aber Nato und EU in die Arme geworfen haben, welche sie noch so willkommen in die Arme schlossen. Sie suchten Schutz unter deren Schirmen und entfernten sich aus dem Einflussbereich der ehemaligen Sowjetunion, dem auseinanderbrechenden Warschauer Pakt und dem aus-

beuterischen Comecon, der Wirtschaftsorganisation des real existierenden Sozialismus. Das ist die Sicht des Westens. Versetzt man sich einmal in die Lage eines russischen – nicht-sowjetischen – Bürgers, sieht die Welt völlig anders aus.

1812 wurde das zaristische Russland Opfer eines Angriffskriegs, als Napoleon in Moskau einmarschierte. Nach der russischen Revolution führte der spätere polnische Marschall Pilsudski Krieg gegen die neue bolschewistische Regierung einer geschwächten Sowjetunion, und Grossbritannien unterstützte bis 1920 militärisch die antirevolutionären Kräfte der Weissen auf russischem Boden, bis zuletzt auf der Krim. Der Überfall auf die Sowjetunion im Jahr 1941 führte zum Trauma des «Grossen Vaterländischen Kriegs» gegen Nazideutschland, bei welchem das Land mit zirka zwanzig Millionen Gefallenen die grösste Anzahl Opfer aller kriegsbeteiligten Nationen zu tragen hatte.

Selbstverständlich soll hier nicht verschwiegen werden, dass in der Zwischenkriegszeit unter Stalin Millionen russischer und ukrainischer Bauern den Hungertod erlitten und die Führungselite der sowjetischen Generalität noch wenige Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg politischen Säuberungen zum Opfer fiel. Die Kriegserinnerungen russischer Soldaten sind aber noch bis heute lebendig und sichtbar, wenn bei offiziellen Anlässen die hochdekorierten Veteranen des Vaterländischen Krieges sich aufstellen.

Nun ist man geneigt, zu richten, die Sowjetunion sei der ewige Treiber im Kalten Krieg gewesen und habe die Herrschaft über ganz Europa angestrebt. Das ist zwar nicht falsch, aber es ist nur die halbe Wahrheit. Nach den schicksalhaften Erfahrungen des Krieges gegen Hitler baute sich die Sowjetunion mit den Satellitenstaaten ebendiesen Cordon sanitaire auf. Es waren weitgehend dieselben Staaten oder Gebiete, welche nach dem Ersten Weltkrieg den Cordon sanitaire Westeuropas als Schutz vor der revolutionären Sowjetunion bilden sollten. Alle Aufstände in diesen Ländern wurden in den ersten Jahrzehnten brutal niedergeschlagen, der Westen kam nicht zu Hilfe. Nicht 1953 in Ostberlin, nicht 1956, als die Ungarn auf den Dächern Ausschau nach amerikanischen Jets hielten. 1968 rührte man sich auch nicht für die Tschechoslowakei – und heute nicht für die Ukraine.

Geheimabkommen entschied Kubakrise

Die UdSSR fühlte sich eingekreist von der Nato und nach dem Zerwürfnis mit China auch vom kommunistischen Bruderherrscher in Peking. Höhepunkt des Kalten Krieges war die Kubakrise von 1962. Im Westen gelang es den USA, die ganze Welt dahingehend zu täuschen, den Abzug der russischen Atomwaffenträger auf Kuba erzwungen zu haben und als Sieger dazustehen. Aber ein Geheimabkommen mit der UdSSR hatte die Amerikaner dazu verpflichtet, die in der Türkei stationierten Jupiter-Atom-

raketen abzuziehen, und bedeutete einen wichtigen Erfolg für Moskau, ohne dass Washington einen Gesichtverlust hinnehmen musste. Das unterstreicht aber nur die Bedeutung dieser für Moskau tödlich erscheinenden Bedrohung am Südrand seines Territoriums.

Und nun, wie wäre die Moskauer Sichtweise heute zu beschreiben? Man stelle sich Europa aus dem Westflügel des Kremls vor und habe die Lage der Nation zu beurteilen: Wie würde das Resultat ausfallen? Nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums strebten die ehemaligen Vasallenstaaten nicht nur die Unabhängigkeit von Moskau und die vollständige Selbstbestimmung an, sondern möglichst rasch die Mitgliedschaft in der Nato, also im Bündnis des ehemaligen Gegners. Im Falle von Polen kann man das angesichts der jahrhundertalten speziellen Feindschaft zu Russland nachvollziehen. Dass aber Tschechien, Ungarn, Bulgarien, die baltischen Staaten, Rumänien und die Slowakei, teilweise direkte Nachbarn Russlands, der Nato beitraten, zeigt wenig Verständnis für die historische Dimension dieser Entscheidungen und die Ignoranz sowohl des taktischen als auch des strategischen Denkens im westlichen Verteidigungsbündnis.

Der Rückfall der Krim an Russland dürfte Realität werden, ja werden müssen.

Darin liegt der Keim einer drohenden, neuen Spaltung Europas. Wer glaubte, dieser Seiten- und Frontwechsel würde in Moskau einfach so hingenommen, muss mit Blindheit geschlagen gewesen sein. Die Angst vor einer militärischen Einkreisung ist in der russischen Seele und im Kreml – wer und welche Ideologie auch immer dort herrscht – seit Generationen tief verwurzelt. Deshalb denken die Russen aussenpolitisch in langen Zeiträumen, was sich an der Zahl und Qualität der Aussenminister ermes- sen lässt: Der Altkommunist Andrei Gromyko war 28 Jahre lang Aussenminister, Sergei Lawrow ist es heute auch schon zehn Jahre lang, während man sich kaum an die in hoher Kadenz vorbeiziehenden Amtsinhaber aus Washington, Paris und London erinnern kann. Der russische Botschafter Anatoli Dobrynin war 24 Jahre in Washington stationiert und erlebte sechs US-Präsidenten.

Wenn sich der russische Bär bedroht fühlt, schlägt er mit wuchtigen Prankenschlägen zurück: Von Polen, Ungarn über die Tschechoslowakei bis hin zur Ukraine zieht sich eine logische Spur strategischer Abwehrhandlungen. Die letzte Warnung an den Westen und die Nato war Georgien. Was in aller Welt konnte die Nato 2008 in Georgien anderes erreichen, als Russland im Süden zu brüskieren? Was will Washington in Aserbaidshan und anderen ehemaligen Gliedstaaten der Sowjetunion? Wer

den grossen «Andrees» von 1914 zur Hand nimmt, das eindruckliche kartografische Werk, den Standardatlas des deutschen Kaiserreiches, wird erkennen, dass die Ukraine damals zum Reich des Zaren gehörte. Lassen wir doch Einflussphäre Einflussphäre sein. Das ist wohl die beste Friedenssicherung – der Kalte Krieg und das «Gleichgewicht des Schreckens» haben es bewiesen.

Illusion Demokratie-Export

Man darf nicht erneut der Illusion erliegen, man könne im Verlauf von einer Generation westeuropäische demokratische Verhältnisse in diese Länder – Russland eingeschlossen – importieren. Afghanistan und der Irak sollten eine Lehre gewesen sein. Während der Irak weiter im Chaos versinkt, wird in Kabul nach dem Abzug des letzten kombattanten Nato-Soldaten die Regierung Karzai wohl innert kürzester Zeit wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. Allein die USA dürften nach neusten Schätzungen in den beiden Kriegsarenen dann erfolglos rund 6 Billionen Dollar verbrannt haben.

Die USA versuchten in völliger Verkennung des möglichen Schadens und in kompletter Unkenntnis historischer Zusammenhänge durch ihr inkompetentes Führungspersonal Moskau ein Raketenabwehrsystem schmackhaft zu machen, welches es iranischen Raketen verunmöglichen soll, Europa und den Osten der USA mit Atomwaffen zu bedrohen. Standorte der Systeme: Polen, Türkei und Rumänien – also im Halbkreis um Russland positioniert. Dass im Kreml darüber nicht eitel Freude aufkommen konnte, war an den Reaktionen zu erkennen, worauf die USA klein beigeben mussten und das Projekt einfroren.

Wie kann es weitergehen im Konflikt rund um die Ukraine? Der Rückfall der Krim an Russland dürfte in der einen oder anderen Form Realität werden, ja wohl werden müssen. Es kann doch nicht sein, dass ein Kremlchef 1954 in der

Jürg Hoss • Liquidator

Nachlass Liquidation von Kunst und Antiquitäten im Zürcher Seefeld

Im Auftrage der Erben gelangt die gepflegte Wohnungseinrichtung der ehemaligen Besitzer eines Teppich-Fachgeschäftes mit dem umfangreichen Bestand an ancien Perserteppichen zum Verkauf:

**Bilder, Stiche, Graphiken, Antiquitäten,
Uhren, Silber, Porzellan, Teppiche etc.**

**Details unter
www.hoss-liquidator.ch**

Im Auftrage des Konkursamtes Küsnacht ZH gelangt an gleicher Adresse das Inventar eines Nachlass-Konkurses zum Verkauf.

Freie Besichtigung und Verkauf:

ab Donnerstag, 13. März bis Samstag 22. März 2014
von 9 bis 18 Uhr, Samstag bis 16 Uhr

Seefeldstrasse 12, 8008 Zürich
(2 Minuten ab Bahnhof Stadelhofen)

Die beauftragte Firma: **Jürg Hoss, Liquidator**

Jürg Hoss • Liquidator



Erfolg für Moskau ohne Gesichtsverlust für die Amerikaner: Kubakrise 1962.

Art eines territorialen Schachers wie im 18. Jahrhundert die Krim der Ukraine vermachte, nur weil er sich als Ukrainer fühlt – der er gar nicht war. Die innerukrainischen Probleme aber muss das Land selbst lösen.

Seine unglückliche Geschichte kurzer Unabhängigkeiten seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hat das Land zu verschiedenen Loyalitäten geführt, letztlich entweder mehr gegenüber dem Westen wegen der Unterdrückung durch Stalin oder mehr gegenüber der Sowjetunion, welche das Land von der deutschen Besatzung befreite. Und mag es auch noch so lange zurückliegen, man unterschätze auch die Tatsache nicht, dass die Christianisierung Russlands aus

der Kiewer Rus – einem Gebiet, das sich über Teile der heutigen Ukraine, Weissrusslands und Russlands erstreckte – vor 1026 Jahren mit der Taufe des Fürsten Wladimir begann. Es bestehen also Bande, welche bis in unsere Tage über die modernen Grenzen hinweg bestehen. Deshalb kann nur eine Art nationale Versöhnung den inneren Frieden bringen. Das ist zwar ein schwieriger Weg, den man aber gehen kann, wenn man sich ehrlich darum bemüht.

Vielleicht ist der Funke schon gesprungen

Die Entscheidung, ob sich die Ukrainer von der EU kaufen lassen oder sich den Drohungen Moskaus beugen, ist ihr Problem. Die Lösung kann ihnen niemand abnehmen. Russland will auf keinen Fall ein Nato-Mitglied Ukraine. Doch aufgepasst, es gibt mit Weissrussland noch einen Nachbarstaat, der wie erwähnt auch noch immer stark mit Russland verhandelt ist. Vielleicht ist der Funke bereits überggesprungen, nur haben wir es noch nicht gemerkt. Sollte dort der letzte Diktator Europas, Alexander Lukaschenko, eines Tages gewaltsam vom Sockel gestürzt werden, sind die Probleme nicht kleiner. Der Westen, die EU und die USA seien gewarnt, es ist ein Land mit mehr Minderheitenproblemen als die in der Ukraine, die alle auf die Stunde X warten, es ist gewissermassen eine Blaupause der Ukraine, vielleicht noch schlimmer. Ob man sich bereits darauf vorbereitet, darf bezweifelt werden.

Sollten gar einst in Russland Zustände wie in der Ukraine entstehen, mit Demonstrationen à la Maidan, dann behüte uns das Schicksal vor den Reaktionen der EU, wie wir sie jetzt in Bezug auf die Ukraine erlebt haben. Die hilflosen Aktivitäten einer überforderten Catherine Ashton, der sogenannten Aussenbeauftragten der



Amtskollegen Steinmeier, Lawrow.

EU, lassen nichts Gutes ahnen. Der ehemalige US-Aussenminister Henry Kissinger mokierte sich immer darüber, dass er keine Telefonnummer kenne, die er im Krisenfall in Europa anrufen könne. Daran hat sich bis heute nicht wirklich etwas geändert. Und zur Qualität des State Department: US-Aussenminister John Kerry hätte wohl besser daran getan, Tolstois «Krieg und Frieden» zu lesen, als sich mit einem Zitat des Schriftstellers Fjodor Dostojewski über Putin lustig zu machen.

Die Moralkeule aus Washington ist ohnehin nicht glaubhaft. Während mehr als hundert

Sollte Lukaschenko eines Tages vom Sockel gestürzt werden, sind die Probleme nicht kleiner.

Jahren haben sich die USA einen Deut um die Völkerrechte in Südamerika oder der Karibik gekümmert und haben interveniert, wann immer es ihnen notwendig erschien. Und Europa? Die surreal wirkenden Auftritte der Aussenminister Steinmeier und Fabius mit ihrem polnischen Amtskollegen in Kiew am Abend vor der Flucht des ukrainischen Präsidenten Janukowitsch sprechen ebenso Bände hinsichtlich einer gemeinsamen Aussenpolitik der EU wie seinerzeit bei Jugoslawien oder bei Libyen. In Brüssel soll man sich immerhin bereits heute einig sein über die Unmöglichkeit, der Schweiz andere Bedingungen bei der Personenfreizügigkeit einzuräumen. Glückliches Europa!

Robert U. Vogler ist Historiker und Publizist. Er war Pressesprecher der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG), Leiter Historical Research und bis 2009 Senior Political Analyst der UBS.

RONDO VITRO

Your First Class Business Address | Zurich



ARBEITEN MIT AUSSICHT!

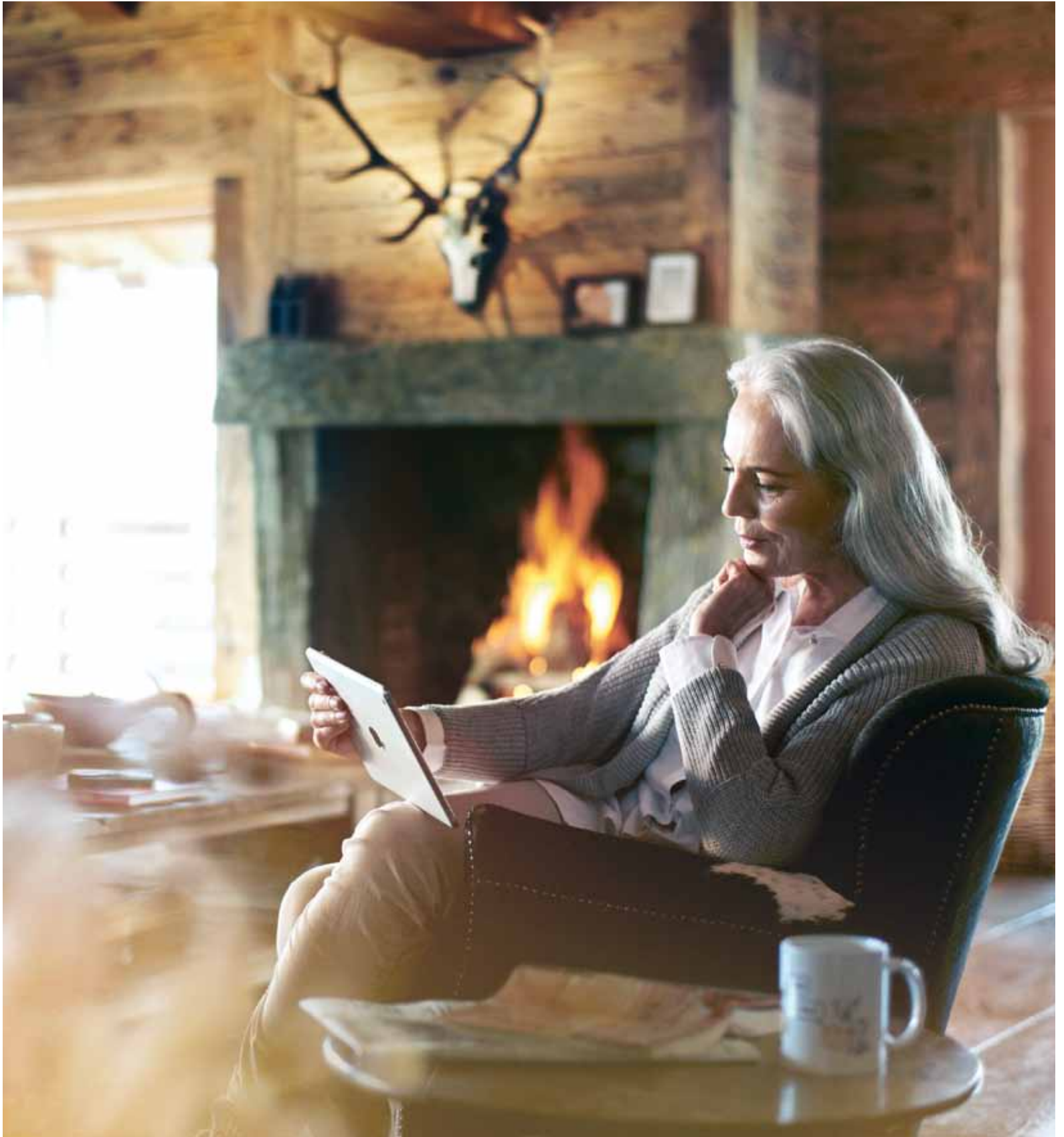
Wir vermieten in der gut erreichbaren Zürcher Gemeinde Au/Wädenswil ca. 4'000 m² Büroflächen für CHF 215.- /m² p.a. exkl. NK. Lagerräumlichkeiten und Parkplätze können dazu gemietet werden.

Mehr Informationen finden Sie unter www.pripro.ch/rondovitro

Kontakt:

PRIMUS PROPERTY

Primus Property AG, Binzallee 4, 8055 Zürich, Tel. +41 44 457 60 60 oder Mail: info@pripro.ch



Immer dabei: *UBS Mobile Banking.*

www.ubs.com/mobile

Wir werden nicht ruhen



«Die tischen uns Lügen auf»

Patrick Moore ist der schärfste Kritiker von Greenpeace. Der Gründer der Umweltorganisation propagiert heute Kernenergie und Gentechnik, zweifelt am Klimawandel und bezichtigt seine ehemaligen Mitstreiter des Verbrechens gegen die Menschlichkeit. *Von Alex Reichmuth*

Patrick Moore, Greenpeace ist hierzulande so populär wie kaum je zuvor, seit Wladimir Putin den Schweizer Marco Weber und weitere Aktivisten im Gefängnis schmoren liess. Sie kämpfen gegen Greenpeace. Stehen Sie nicht völlig neben den Schuhen?

Nicht ich, sondern Greenpeace steht neben den Schuhen. Natürlich sind viele Leute beeindruckt, wenn sie von den Aktionen der Greenpeace-Leute erfahren, etwa von ihrer Aktion in der Arktis. Aber macht es wirklich Sinn, wenn Aktivisten mit einem Schiff, das mit Diesel betrieben wird, eine Ölplattform attackieren, um uns damit zu sagen, wir müssten von unserer Sucht nach fossilen Brennstoffen wegkommen? Wenn Greenpeace ein Segelboot benutzt hätte, hätte ich eine gewisse Achtung vor ihrer Tat. Als ich noch selber als Aktivist auf dem Meer unterwegs war, um Nukleartests in Alaska zu verhindern, hatte ich ja auch nicht selber eine Atombombe an Bord.

Aber in arktischen Regionen nach Öl zu bohren, stellt eine riesige Gefahr für die Umwelt dar.

Es ist nicht gefährlicher, als es im Atlantik oder im Chinesischen Meer zu tun. Selbstverständlich müssen wir unsere Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen reduzieren. Aber für Greenpeace gibt es immer nur Schwarz und Weiss. Ihre Aktivisten wollen uns weismachen, dass fossile Brennstoffe etwas Schlimmes seien, obwohl sie diese selber nutzen. Sie bezeichnen CO₂ als Schadstoff, obwohl es in Wirklichkeit die wichtigste Nahrung für alles Leben auf dieser Erde ist. Ohne CO₂ gäbe es weder Pflanzen noch Tiere.

Nochmals: Wenn es im Arktischen Meer einen Unfall gäbe ähnlich wie denjenigen im Golf von Mexiko 2010, wäre es wegen der Eisbedeckung sehr schwierig, ein Leck auf dem Meeresgrund zu beheben.

Die Ölplattformen der Russen in der Arktis sind speziell ausgelegt für die Bedingungen dort. Natürlich gibt es immer gewisse Risiken, wenn man Öl fördert. Aber Öl ist entstanden aus ehemaligen Pflanzen und Plankton. Es ist eine organische Substanz.

Dennoch wäre der Schaden für die Natur in der Arktis bei einem Leck gravierend.

Nein. Der Schaden wäre lokal sehr begrenzt. Wenn Öl in der Arktis ins Meer gelangt, verklumpt es wegen der Kälte sofort. Und wie überall in der Welt wird Öl von

Meeresorganismen abgebaut. Aber schauen Sie: Wir brauchen Öl, damit die zivile Gesellschaft funktioniert. Jeden Tag müssen Autos fahren, müssen Flugzeuge abheben und müssen Lastwagen zirkulieren, um Lebensmittel zu verteilen. Es gibt zwar Behauptungen, dass das alles besser mit elektrischen Batterien zu betreiben wäre. Aber das stimmt nicht. Batterien kosten enorm viel Geld und haben eine Lebensdauer von wenigen Jahren. Elektromobile werden kaum mehr als einen Anteil von einem Prozent des motorisierten Verkehrs erreichen – es sei denn, man könnte plötzlich viel bessere Batterien bauen. Solange es noch fossile Brennstoffe im Boden gibt, werden die Menschen diese fördern.

Und damit den Klimawandel vorantreiben.

Wer behauptet, zu wissen, wie sich das Klima entwickelt, und sich dabei auf Computermodelle abstützt, fühlt sich zu sicher. Solche Modelle können nicht zuverlässig vorher sagen, was passiert. Seit sechzehn Jahren gibt es nun keine weitere Erwärmung der Atmosphäre, obwohl ihr CO₂-Gehalt in dieser Zeit deutlich gestiegen ist. Die Promotoren des Klimawandels behaupten jetzt, es handle

Man bezeichnet CO₂ als Schadstoff, dabei ist es in Wirklichkeit die wichtigste Nahrung auf Erden.

sich lediglich um eine Verzögerung der Erderwärmung wegen einiger natürlicher Einflüsse. Sie halten aber an der These fest, dass die Treibhausgase das Klima im Wesentlichen bestimmen. Das Klima der Erde aber hat sich seit Millionen von Jahren verändert. Erdgeschichtlich gesehen, sind wir in einer Zwischeneiszeit. Eine neue Eiszeit kann jederzeit kommen. Im Laufe der letzten Millionen Jahre ist der CO₂-Gehalt der Atmosphäre drastisch gesunken. Wenn er weiter abnähme, würden irgendwann keine Pflanzen mehr wachsen. Wir können also von Glück sprechen, dass die Konzentration des CO₂ dank menschlicher Aktivität wieder etwas erhöht wurde. Der CO₂-Gehalt kann noch viel höher steigen, mit positiven Auswirkungen auf das Pflanzenwachstum und die Nahrungsmittelproduktion. Die Welt ist wegen der Erwärmung jedenfalls nicht in Feuer aufgegangen.

Noch nicht.

Sie wird es auch in Zukunft nicht tun. Ich behaupte nicht, dass die Warner vor dem Klima-

wandel völlig falsch liegen. Aber ich behaupte, dass sie keine Ahnung haben, ob sie mit ihren Thesen richtig liegen. In der Wissenschaft ist man zu einer skeptischen Haltung verpflichtet, wie sie Galileo und Kopernikus an den Tag gelegt haben. Diese politisch gefärbten Wissenschaftler wollen uns weismachen, wir dürften nicht zweifeln, weil alles klar sei. Die meinen, sie seien Götter.

Auch wenn nicht hundertprozentig klar ist, dass eine katastrophale Erwärmung droht, sollten wir jetzt handeln. Um auf der sicheren Seite zu sein.

Keinesfalls. Denn wir könnten mit einer raschen Abkehr von fossilen Brennstoffen eine noch grössere Katastrophe für die Menschen auslösen als die, die wegen der Erderwärmung befürchtet wird. Die Erderwärmung ist aber keine Katastrophe. Wir lesen zwar täglich von irgendwelchen extremen Wetterereignissen. Sogar der Weltklimarat muss aber zugeben, dass es keine Anzeichen für mehr Stürme gibt. Dennoch behaupten gewisse Aktivisten immer wieder das Gegenteil. Die meinen, sie hätten eine Kristallkugel in der Hand und würden die Zukunft kennen.

Eine Ihrer grossen Differenzen mit Greenpeace ist Ihr Engagement für die Kernkraft. In Amerika gibt es im Gegensatz zu Europa zahlreiche Umweltschützer, die sich für Kernkraft aussprechen, um damit den Klimawandel zu bekämpfen. Für Sie stehen aber wohl andere Gründe im Vordergrund.

Absolut. Ich warne die Promotoren der Kernkraft immer, nicht alles auf die Karte Klimawandel zu setzen. Vorteile der Atomenergie gibt es ja genügend: Es entstehen keine Luftschadstoffe. Die Auswirkungen auf die Umwelt sind generell gering. Zudem reicht der Nuklearbrennstoff für 20 000 Jahre oder noch länger. Und Atomstrom steht zuverlässig rund um die Uhr zur Verfügung. Aus meiner Sicht ist die Wasserkraft zwar die beste Art, elektrischen Strom zu produzieren. Die Schweiz mit ihren Bergen ist diesbezüglich ja in einer guten Position. Aber die zweitbeste Art ist die Kernkraft. Danach kommt Strom aus Gas. Kohle sollte man hingegen nur dann zur Stromproduktion nutzen, wenn keine Alternativen zur Verfügung stehen.

Was ging Ihnen durch den Kopf, als die Reaktoren in Fukushima explodierten?

Da sind keine Reaktoren explodiert. Es war ein Wasserstoffgemisch, das explodiert ist. In



«Es sterben zwei Millionen Kinder – jedes Jahr»: Umweltaktivist Moore.

Tschernobyl, ja, dort ist der Reaktor explodiert.

Aber es war ein schwerwiegender Unfall in Fukushima.

Klar. Schuld daran waren die Japaner, weil sie grosse Fehler bei der Auslegung der Anlage gemacht haben. Insbesondere haben sie die Notstromaggregate zu nah beim Meer platziert. Es wäre einfach gewesen, diesen Unfall zu vermeiden. Ich hoffe, die Japaner haben ihre Lektion gelernt. Aber wegen dieses Unfalls ist bisher kein Mensch gestorben. Aufgrund der Forschung bei den verstrahlten Überlebenden in Hiroshima weiss man, dass auch in Zukunft keine Todesopfer zu erwarten sind. In Hiroshima haben nur Menschen, die eine fast tödliche Dosis an Strahlung abbekommen haben, ein etwas höheres Risiko,

«Jede Technologie geht unvermeidlich mit einer gewissen Zahl an Todesopfern einher.»

im Alter an Krebs zu erkranken. Die Verstrahlung um das Kernkraftwerk Fukushima ist viel zu gering für negative Effekte auf die Gesundheit. Es ist vielmehr die Evakuierung selber, die die schwerwiegendsten Folgen für die betroffene Bevölkerung nach sich zieht. Bezüglich Tschernobyl kam die Weltgesundheitsorganisation zum Schluss, dass man die Bevölkerung besser dort gelassen hätte, wo sie war, statt sie umzusiedeln.

Man musste die Bevölkerung um das AKW Fukushima doch in Sicherheit bringen.

Im Moment des Unfalls war die Evakuierung sicher nötig. Aber die Leute könnten schneller zurückkehren, als es jetzt der Fall ist. Sie haben zu viel Angst vor geringen radioaktiven Belastungen.

Nach Tschernobyl wurde gesagt, die Russen seien schuld. Nun behaupten Sie, der Unfall in Fukushima sei den Japanern anzulasten. Zuvor galten die japanischen Reaktoren aber als sicher. Warum sollten wir Vertrauen haben, dass die AKW in Europa und Amerika sicherer sind?

Wenn der Unfall von Fukushima das Schlimmste ist, was passieren kann, bleibe ich ein Befürworter der Kernenergie. Werfen Sie doch einen Blick auf die Geschichte der Kernkraft: Noch nie ist deswegen auch nur ein Mensch in Deutschland, in der Schweiz oder in Amerika gestorben. Umgekehrt haben Explosionen wegen fossiler Brennstoffe oder die Luftverschmutzung durch Kohleverbrennung unzählige Menschenleben gefordert. Selbst aufgrund der Wasserkraft sind schon viele Menschen gestorben, wegen Dammbriichen. Jede Technologie geht unvermeidlich mit einer gewissen Zahl an Todesopfern einher. Jedes Jahr werden 1,2 Millionen Menschen im Strassenverkehr getötet.

Hat man deswegen den Autoverkehr verboten? Nein. In Deutschland sind vor drei Jahren 53 Menschen gestorben, weil sie biologische Sojasprossen gegessen haben. Hat man deswegen Bio-Sojasprossen verboten? Nein. Wegen radioaktiver Strahlung gab es seit Tschernobyl kein einziges Opfer mehr.

Erneuerbare Energien wie Wind und Sonne wären besser als Kernenergie.

Wind und Sonne sind keine Alternativen, weil sie unständig sind. Es gibt keine Technologie, um genügend Wind- und Sonnenenergie für eine zuverlässige Stromversorgung zu speichern. Die Subventionierung von Wind- und Sonnenstrom macht wenige Leute reich, ruiniert gleichzeitig aber die Energieinfrastruktur, wie immer offensichtlicher wird. Das wird nie funktionieren mit dem Wind- und Sonnenstrom.

Sie waren auf einer Tour durch Europa, um für den genetisch veränderten «Golden Rice» zu werben. Dieser soll ein Mittel gegen Vitamin-A-Mangel sein, eines der gravierendsten Gesundheitsprobleme weltweit. Warum diese Europatour?

Weil man mit «Golden Rice» eine humanitäre Katastrophe beenden könnte. Jedes Jahr sterben zwei Millionen Kinder, weil sie nicht genug Vitamin A haben. Aber die Leute von Greenpeace und ihre Freunde sind so sehr gegen den Einsatz von «Golden Rice», dass sie uns schlicht Lügen aufstischen.

Welche?

Sie behaupten, der «Golden Rice» sei nicht hinsichtlich möglicher gesundheitlicher Folgen geprüft. Das stimmt nicht. Er wurde bei Kindern getestet, es gab Feldversuche. Dennoch jagt Greenpeace Müttern Angst ein und sagt ihnen, sie würden ihre Kinder vergiften, wenn sie ihnen «Golden Rice» zu essen gäben. Greenpeace warnt vor hypothetischen gesundheitlichen Auswirkungen, während jedes Jahr Millionen Kinder wegen Vitamin-A-Mangels sterben. Dabei wäre «Golden Rice» eine nachhaltige Lösung dieses Problems, weil sich selbst sehr arme Leute Reis leisten können.

Greenpeace sagt, es gebe bessere Methoden, den Vitamin-A-Mangel zu bekämpfen.

Ja, Greenpeace behauptet, die Betroffenen müssten eben mehr Gemüse essen, um genug Vitamin A zu bekommen. Das erinnert mich an Marie Antoinette, die der hungern den Bevölkerung Frankreichs sagte, wenn sie nicht genug Brot habe, solle sie eben Kuchen essen. Auch Vitamin-A-Pillen, wie sie Greenpeace propagiert, sind keine Alternative zu «Golden Rice». Denn eine Infrastruktur zur Verteilung solcher Pillen fehlt meist. Greenpeace könnte ihr Geld einsetzen, um der notleidenden Bevölkerung zu helfen. Aber nein, die Organisation braucht es für Kampagnen gegen «Golden Rice», nur weil dieser gentechnisch verändert ist.



«Keine wissenschaftliche Bildung»: Moore (M. o.) mit Greenpeace-Pionieren, Vancouver 1971.

Patrick Moore

Der 67-jährige Kanadier doktorte in Ökologie und gehörte 1971 zu den Gründern von Greenpeace. Er kämpfte für die Umweltorganisation unter anderem gegen Atombombentests und Robbenmord. Moore war Präsident von Greenpeace Kanada und einer der Direktoren von Greenpeace International, bevor er 1986 die Organisation verliess. 1991 lancierte Moore das PR-Unternehmen Greenspirit und war anschliessend viele Jahre als Berater in Sachen Umweltschutz und Nachhaltigkeit tätig, unter anderem für den Holzkonzern Asia Pulp & Paper.

Patrick Moore gilt heute weltweit als schärfster Kritiker von Greenpeace. Zurzeit kämpft er zusammen mit Familienangehörigen für die Zulassung des gentechnisch veränderten «Golden Rice». Im Januar und Februar dieses Jahres referierte Moore in zahlreichen europäischen Städten, unter anderem in Bern. (ar)



«Extremisten»: Kampf gegen Robbenjagd.

Sie bezichtigen Greenpeace wegen des Widerstands gegen «Golden Rice» des Verbrechens gegen die Menschlichkeit. Das ist doch übertrieben.

Übertrieben? Es sterben zwei Millionen Kinder – jedes Jahr. In den Philippinen wurden kürzlich Testfelder für «Golden Rice» zerstört. Dahinter stand Greenpeace. Mit solchen Aktionen verzögert sich der Anbau von «Golden Rice» weiter. Gemäss internationalen Gerichten handelt es sich dann um ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wenn man wissentlich grosses Leid verursacht oder den Tod von Menschen in Kauf nimmt. Das ist genau das, was Greenpeace tut.

Sie waren einer der Gründer von Greenpeace, haben die Organisation aber 1986 verlassen. War dieser Abgang freiwillig, oder wurden Sie dazu gezwungen?

Freiwillig. Die Leitung von Greenpeace hatte keine wissenschaftliche Bildung, begann damals aber eine weltweite Kampagne gegen die Chlorierung von Wasser. Aber Chlor ist sehr wichtig für die öffentliche Gesundheit. Es tötet Bakterien im Wasser ab. Diese Kampagne konnte ich nicht mittragen.

Sie sagten damals, Greenpeace sei immer mehr von Extremisten geprägt. Welche Art von Extremisten?

Nulltoleranz-Extremisten. Null Toleranz kann in gewissen Fällen richtig sein, etwa was Atomkriege oder die damalige Apartheid in Südafrika angeht. Aber Greenpeace will jeglichen Fortschritt verhindern, etwa in der Biotechnologie und der Energiegewinnung. Diese Leute entziehen sich jeder vernünftigen Diskussion. Das Schlimmste ist, dass Greenpeace die Menschheit als etwas Schlechtes per se hinstellt, als eine Art Krebs des Pla-

neten. Wahr ist das Gegenteil: Wir Menschen sind Wesen der Natur, wir sind Teil der Evolution. Dem Menschen nur Negatives und der Natur nur Positives zuzuschreiben, ist völliger Unsinn. Aber das Denken wird ja schon unseren Kindern eingepflegt. So etwas vergiftet den Verstand unserer Kinder. Die wichtigste Lektion der Ökologie lautet, dass alle Wesen gleichwertig zum Leben dieser Erde gehören.

Ihre Bekanntheit beruht massgeblich auf dem Label «Greenpeace-Gründer» und Ex-

«Dem Menschen nur Negatives und der Natur nur Positives zuzuschreiben, ist Unsinn.»

Aktivist. Ist es richtig, dieses Label auch 28 Jahre nach dem Abgang zu führen?

Das ist mein Werdegang. Ich habe geholfen, Greenpeace aufzubauen, fünfzehn Jahre lang. Wenn schon, wird diese Leistung von Greenpeace missbraucht.

Sie waren nach Ihrer Zeit bei Greenpeace lange als Berater tätig. Sie arbeiteten unter anderem für Asia Pulp & Paper, einen grossen indonesischen Holzkonzern, der beschuldigt wird, Regenwald zu zerstören.

Ich habe dem Unternehmen geholfen, nachhaltig zu arbeiten.

Sie wurden von diesem Konzern benutzt, damit dieser sich ein grünes Mäntelchen umhängen konnte.

Das ist Propaganda der Grünen.

Was haben Sie genau gemacht für Asia Pulp & Paper?

Ich habe die forstwirtschaftlichen Methoden des Unternehmens unter die Lupe genommen, aus Sicht der Nachhaltigkeit und des Umweltschutzes. Wir haben gut zusammengearbeitet. Alles war völlig trans-

parent. Da ist nichts faul mit Asia Pulp & Paper. Die sind keine Aliens oder so. Sie pflanzen nur Bäume, um Holz zu gewinnen. Holz ist ein vollständig erneuerbarer Rohstoff.

Aber dieses Unternehmen zerstört Regenwälder in der schlimmstmöglichen Art.

Das ist Unsinn. Das Unternehmen fällt Bäume, damit neue wachsen können. Alles ist völlig legal. Die Firma respektiert internationale Standards punkto Holzwirtschaft. Sie hat Bewilligungen der Regierung für die Nutzung der Gebiete, in denen sie arbeitet.

Tropische Hölzer sind problematisch.

In Europa sind 99,9 Prozent der Wälder verschwunden. Indonesien besitzt noch immer über 50 Prozent seiner Urwälder. Das Land hat Nutzungspläne, gemäss denen mindestens 25 Prozent dieser Wälder erhalten bleiben. Die Europäer fordern mehr, als sie selber zum Erhalt ihrer Wälder getan haben. Soll den Indonesiern untersagt werden, Industrie anzusiedeln? Soll ihnen verboten werden, Landwirtschaft zu betreiben und Bäume zu pflanzen? Sollen sie darauf verzichten, Nahrung zu produzieren? Wir sollten dem indonesischen Volk mehr Respekt entgegenbringen für das, was es tut.

Gibt es gar keine ernsthaften Bedrohungen für Natur und Umwelt?

Doch. Die grösste Bedrohung ist immer die Landwirtschaft. Wenn wir Nahrung produzieren, kommen wir nicht darum herum, die Natur zurückzudrängen. Es gibt keine Alternative. Darum ist es wichtig, auf intensive Landwirtschaft und intensive Forstwirtschaft zu setzen. Auch sollten wir moderne Technologie und Wissenschaft nutzen, damit wir auf möglichst wenigen Hektaren Land so viele Nahrungsmittel wie möglich produzieren können. Das beste Mittel gegen Armut und Überbevölkerung ist, die Landwirtschaft zu mechanisieren und zu modernisieren. ○

Gentechnik

1,4 Millionen Jahre

Der Verzicht auf «Golden Rice» bedeutet einen riesigen Verlust an Menschenleben.

Eigentlich könnte «Golden Rice», der von Ingo Potrykus (ETH Zürich) und Peter Beyer (Universität Freiburg i.Br.) entwickelt wurde, längst auf den Feldern der Welt wachsen. Seit dem Jahr 2000 steht die Reissorte bereit. Dank einer gentechnischen Veränderung könnte sie Millionen von Menschen vor dem oft tödlichen Vitamin-A-Mangel schützen. Doch der Widerstand von Umweltorganisationen, namentlich von Greenpeace, hat einen Anbau bis heute verhindert – weltweit.

Die Agroökonominnen Justus Wesseler (Technische Universität München) und David Zilberman (Berkeley, USA) haben in einer Studie in der Fachzeitschrift *Environment and Development Economics* am Beispiel Indiens die Folgen des Widerstands abgeschätzt. Mit Modellrechnungen kommen sie zum Schluss, dass die indische Regierung jährlich fast 200 Millionen Dollar sparen könnte, wenn «Golden Rice» im ganzen Land eingeführt würde – vor allem wegen wegfallender Gesundheitskosten. Innerhalb der letzten zehn Jahre hat die Verhinderung des Anbaus von «Golden Rice» laut den Wissenschaftlern in Indien über 1,4 Millionen Lebensjahre gekostet. Dass «Golden Rice» dennoch nicht angepflanzt wird, schreiben Wesseler und Zilberman der «politischen ökonomischen Macht» der Anti-Gentech-Lobby zu. (are)

Unsere Linie: Schweizer Werte.

Volg ist im Dorf daheim – auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten steht der gelbe Volg-Schriftzug für typisch schweizerische Werte und für frisches und fründliches Einkaufen in rund 550 Dörfen. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden finden, dass mit Volg die Post abgeht.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

Enkelkinder aus Plastik

Japan hat ein Problem mit seinem Nachwuchs: Der jungen Generation scheint das Interesse am anderen Geschlecht abhandengekommen zu sein. Sex, Ehe, Familie? Das war gestern. Ein vielfältiges Angebot an virtuellen Alternativen bietet Ersatz. Von Franziska K. Müller

Die Geisha gilt als fernöstliches Mysterium schlechthin, und sie hat die Fantasien ganzer Generationen beflügelt. Was die sphinxartig geschminkten und gekonnt dekorierten «Kunstpersonen» – so die wörtliche Übersetzung – genau dürfen und müssen, ist streng reglementiert, und doch bleibt ihr Wesen dem Westler schwer zugänglich. Klar ist: Wer als Fremder einen Japaner verärgern will, muss schlüpfrige Anspielungen auf Geishas machen. Das wird schnell als Beleidigung eines kulturellen Erbes empfunden.

Klar ist allerdings auch: Geishas werden heute nur noch selten gebucht, die Branche kämpft mit Nachwuchsproblemen. Bevölkerung vor fünfzig Jahren noch 70 000 Unterhaltungsdamen die traditionellen Vergnügungsviertel von Kioto, sind heute bloss noch ein paar hundert von ihnen in den einschlägigen Agenturen registriert. Einige bieten ihre Dienste – tanzen, musizieren, Tee servieren, Kunststücke vorführen – über das Internet an.

Das Ideal der künstlichen und asexuellen Schönheit der Geisha hat sich gehalten. Es wird heute von den «kawaii onnanoko» verkörpert, was so viel wie «süsse Mädchen» bedeutet: Frauen verfremden ihre Optik in stundenlangen Ritualen exzessiv und befolgen jene strengen Verhaltensregeln, die für Dutzende von verschiedenen Subkategorien der «kawaii»-Manie gelten. Sie legen sich eine bestimmte Gangart, Sprechweise und ein Outfit zu – und ähnlich wie die Geishas verlieren sie ihre Zugehörigkeit zur Peergroup, sobald sie in den Stand der Ehe wechseln. Andere verzichten sogar per Arbeitsvertrag auf jegliche sexuelle Beziehungen. Als die «kawaii»-Sängerin Minami Minegishi kürzlich trotz Keuschheitsgelübde beim Techtelmechtel mit einem Lover erwischt wurde, sah sie nur noch einen Weg, um ihre hauptsächlich männlichen Fans zu besänftigen: Mit rasiertem Schädel, ungeschminkt und in einem sackartigen Gewand flehte sie per Video um Vergebung. Das ist vergleichsweise milde. Aus Japan wurden schon rabiatere Methoden der Ehrenrettung überliefert.

Einen untadeligen Lebenswandel proklamieren auch die populären «living dolls», die sich mit riesig geschminkten Augen, Babyschuhen, blonden Perücken und Spitzenkleidern als lebendige Puppen inszenieren. Ihre prominentesten Vertreterinnen zwitschern mit antrainierten Kinderstimmen gegen die Verderbtheit der sexualisierten Mainstream-Kultur und ver-

weisen stolz auf ihre sexuelle Unerfahrenheit. Sie gelten als keusche Vorbilder für Millionen von jungen Japanerinnen und Japanern, die dem sogenannten Zölibatsyndrom («sekkusu shinai shokogun») folgen. Das wird keineswegs als Krankheit betrachtet, sondern als freiwillig gewählte Option. Was im Westen mit Klostermauern und einem trüben Lifestyle erzwungen wird – die sexuelle Enthaltbarkeit –, gilt unter Nippons Jungen für viele als natürliches Ideal: niemals erwachsen werden zu müssen.

In der Karaoke-Box

So sind 40 Prozent aller Studentinnen und 45 Prozent der jungen Frauen zwischen 19 und 24 Jahren gemäss einer aktuellen Studie des Japanischen Verbandes für Familienplanung (JFPA) noch Jungfrauen. Und sie empfinden das keineswegs als Nachteil, sondern bekunden schlicht keine Lust auf Sex. Noch mehr Sorgen bereitet den Demografen ein anwachsendes Heer von keuschen jungen Männern, die spöttisch «Pflanzenfresser» genannt werden. Von den 16- bis 19-Jährigen sind gemäss derselben Studie 25 Prozent an Sex überhaupt nicht mehr interessiert; das sind fast doppelt so viele wie bei der letzten Befragung im Jahr 2008.

Andere Statistiken scheinen diesen Trend zu bestätigen. Innerhalb von fünf Jahren stieg bei den 18- bis 34-Jährigen der Anteil von Männern,

die sich als Single bezeichnen und an diesem Zustand auf keinen Fall etwas ändern wollen, auf 61 Prozent an – eine Steigerung um satte 10 Prozent. Eilig erhobene Hochrechnungen prophezeien dem Land, welches bereits heute eine der niedrigsten Geburtenraten weltweit aufweist, bis 2060 einen Bevölkerungsschwund von einem Drittel. Von 125 Millionen Japanern wird jährlich noch gut eine Million Babys geboren – die niedrigste Rate seit Einführung der demografischen Erfassung im Jahr 1899.

Soziologen, Psychologen und Sexologen suchen, zusehends besorgt, nach den Gründen für die Sex- und Reproduktionsverweigerung der jungen Generation. Ein breites Angebot an virtuellem Sex-Ersatz, eine generell feindliche Einstellung gegenüber der Ehe sowie die Angst vor weiteren Nuklearkatastrophen und Erdbeben werden als mögliche Erklärungen für die neue Lustlosigkeit ins Feld geführt.

Christoph Neumann, der seit vielen Jahren in Japan lebt und seine Erfahrungen in zwei Bestsellern verarbeitet hat, ist auf ein seltsames Paradox gestossen: «Nirgendwo sind junge Erwachsene sexuell so frei wie in Japan – und dennoch wollen sie mit den Organen, mit denen sie diese Freiheit ausleben können, nichts zu tun haben.» Der Unterleibs-Ekel zeige sich unter anderem darin, dass weibliche wie männliche Geschlechtssteile unisono als «asoko» (da unten) beschrieben würden. Der Verkehr zwischen den Geschlechtern sei im modernen Japan nicht nur verklemmt, er sei ähnlich stark normiert geblieben wie zur Blütezeit der Geishas.

Bizarre neuzeitliche Verhaltensregeln erhöhen gemäss Neumann das Risiko für den Mann, auf der freien Wildbahn peinvoll zu scheitern. Wenn er zum Beispiel die Frau nach dem ersten Treffen in eine Bar einladen möchte, sei die Wahrscheinlichkeit gross, dass sie ihm eine fulminante und endgültige Abfuhr erteile – auch wenn sie ihn toll finde. Der Grund: «Ein ungeschriebenes Gesetz verlangt, dass der Mann die Frau nach dem ersten erfolgreichen Date nicht in eine Bar, sondern in eine Karaoke-Box ausführt.»

Doch selbst bei einem geglückten Date scheint sich die Begeisterung in Grenzen zu halten. Denn die Aussicht auf eine verbindliche Partnerschaft schlägt den Herren der Schöpfung auf die Libido: Der Ehemann ist in Japan auch heute noch oft der alleinige Brötchenbringer, Alternativen zu diesem Modell sind rar. Seinen Zahltag muss er traditionellerweise



«Living dolls»: junge Japanerin.



Bloss noch ein paar hundert: Geisha – oder, wörtlich übersetzt, «Kunstperson».

der Gattin abliefern. Bei häuslichen Entscheidungen, inklusive der Kindererziehung, genießt er kein Mitspracherecht, und spätestens nach dem ersten Kind ist das eheliche Sexleben oft Geschichte. Getrennte Schlafgemächer sind dann eher die Regel denn die Ausnahme.

Dass der Umgang zwischen den Geschlechtern im Alltag trotz sexueller Befreiung und

der theoretisch finanziellen Unabhängigkeit vieler Frauen nicht unkomplizierter geworden ist, zeigt eine andere Studie, laut der ein Drittel aller unverheirateten japanischen Männer noch nie ein romantisches Rendezvous mit einem echten Menschen hatten – und auch keinerlei Drang verspüren sollen, dass sich dies ändert. Die Aussicht auf ein strenges

eheliches Korsett lässt offenbar viele von Anfang an auf Liebe, Sex und Partnerschaft verzichten.

An Alternativen mangelt es wahrlich nicht. Kaum ein anderes Land verfügt über bessere Online-Kommunikationssysteme und abenteuerlichere Internet-Welten, in denen sich willige Gespielinnen und neue Bekanntschaften tummeln. Heerscharen von Manga-Girls verkörpern als Anime-Karikaturen das erotische Sinnbild einer ganzen Männergeneration in einer Perfektion, die für irdische Wesen unerreichbar bleibt. Glaubt man Christoph Neumann, entwickeln viele Japaner beim Betrachten eines weiblichen Roboters mehr erotische Gefühle als bei der Begegnung mit einer attraktiven Dame aus Fleisch und Blut. Dass auch Frauen bei solchen Aussichten die Lust auf Sex und Ehe abhandenkommt, ist nicht weiter verwunderlich.

Heer von Singles

An der Emanzipation scheint es dagegen nicht zu liegen. Glaubt man einer Uno-Statistik, dümpelt Japan in Sachen Gleichberechtigung auf Platz 42, gleich hinter Mazedonien. Zwischen der offiziellen Politik, welche die Gleichberechtigung per Gesetz vorantreiben will, und dem realen Alltag existiert eine Kluft. Der bloße Verdacht, dass eine verheiratete berufstätige Frau schwanger werden könnte, erweise sich als Karrierestopper, klagen Japanerinnen. Tritt der Fall tatsächlich ein, sei die Mutterrolle mit den langen und unflexiblen Arbeitsstunden nicht zu vereinbaren. Obwohl der Grossteil der Japanerinnen gut ausgebildet und karriereorientiert ist, geben rund 70 Prozent den Job bei der Heirat auf, um künftig den Verpflichtungen einer «okusan» nachzukommen, was so viel bedeutet wie «werte Person im Hintergrund» – für eine gebildete Frau nicht unbedingt ein Lebenstraum.

Eine Lösung der Probleme ist nicht in Sicht. Das Heer der Singles wächst derweil weiter an. Von den dreizehn Millionen der über 35-jährigen Alleinstehenden lebt gut ein Viertel noch immer bei den Eltern und macht keine Anstalten, die kindliche Komfortzone jemals zu verlassen. Der elterliche Wunsch nach einem Enkelchen dürfte in diesen Fällen nie in Erfüllung gehen. Doch der Markt hält selbst dafür einen Ersatz bereit: «Jumel», den Baby-Roboter, speziell konzipiert für betagte Japaner, die unter der Reproduktionsverweigerung ihrer Kinder leiden. Die Puppe spricht über tausend Wörter, kann per Knopfdruck in den Schlaf befördert werden und kostet umgerechnet nur 80 Euro. Innerhalb von drei Monaten gingen 8000 geschlechtslose Enkelkinder aus Plastik über die Ladentheken.

Christoph Neumann: Darum spinnen Japaner. Darum nerven Japaner. Beide bei: Piper

Ein guter Kamerad

Der Veterinärstudent stand im falschen Moment am falschen Ort: Eine italienische Gewehr- kugel durchbohrte am 4. Oktober 1916 den Brustkorb von Füsilier Cathomas Georg von Domat/Ems, geboren 1893. Er war eines der wenigen Todesopfer der Schweiz im Ersten Weltkrieg. *Von Rolf Hürzeler*

Cathomas stand auf der Terrasse des inzwischen zerstörten Hotels «Dreisprachenspitze» beim Stilsfer Joch, dem Pass zwischen dem Veltlin und dem damals österreichischen Südtirol. Der Rapport des Kommandanten hielt fest: «Cathomas tut bei Bat 85 Dienst, um im Winter s/ Studium fortsetzen zu können & war ein sehr guter Soldat und Kamerad.» Der junge Mann war im Aktivdienst auf dem Umbrail, wo sich österreichische und italienische Truppen ab 1915 gegenüberstanden. Die Schweizer Soldaten waren entlang der Grenze positioniert.

Georg Cathomas, wohnhaft gewesen an der Zürcher Universitätstrasse 13 bei Hollenweger, war eines der wenigen Todesopfer, welche die Schweiz im Ersten Weltkrieg durch direkte Gewalteinwirkung zu beklagen hatte. Die Österreicher feierten an jenem 4. Oktober den Geburtstag von Kaiser Franz Joseph I., als die Italiener «lebhaftes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer eröffnen», wie es im Rapport über den Zwischenfall heisst. Rund dreissig Schüsse schlugen irrtümlich auf Schweizer Gebiet ein, einer davon traf den unglücklichen Cathomas.

«Misstrauen gegenüber Italien sass tief»

Der Erste Weltkrieg erreichte die Landesgrenzen an zwei Frontabschnitten. Gleich bei Kriegsausbruch in der Region Bonfol im nördlichen Jura, als südlichem Zipfel der Westfront, die bis zur Nordsee reichte. Und am Umbrailpass, jenem alpinen Übergang, der Santa Maria im Münstertal mit Bormio im Veltlin verbindet. Wer an dieser Grenze Aktivdienst leistete, erlebte den Ersten Weltkrieg hautnah, auch wenn die Kriegsparteien dem Frontabschnitt militärisch wenig Bedeutung zuordneten. Die mörderischen Gefechte fanden 200 Kilometer östlich im Gebiet Isonzo statt.

Noch unwichtiger für den Kriegsverlauf war die Front im südlichen Sundgau. In dieser Gegend kam es zu kleinen Kampfhandlungen zwischen Franzosen und Deutschen, die sich dort in ihre Stellungen gegraben hatten und sich vor allem in Geduld übten. Etwas weiter nördlich in den Vogesen, am Lingekopf und am Hartmannsweilerkopf, herrschte jedoch ein Zermürbungskrieg mit Tausenden von Toten.

Für die Schweiz erschien die Gefahr im Südosten gross. Nach dem Kriegseintritt Italiens auf der Seite der Entente im Frühjahr 1915 musste das Land mit einer Neutralitätsverletzung rechnen: Die italienischen Truppen hätten die österreichischen Gebirgsstellungen auf dem Stilsfer Joch umgehen und über den Umbrail durch das

Münstertal ins Vinschgau vorstossen können. «Das Misstrauen gegenüber Italien sass sehr tief», sagt David Accola, Oberst im Generalstab und Kenner der jüngeren Schweizer Militärgeschichte. «Denn die Schweiz befürchtete, die italienischen Irredentisten könnten die Zeichen der Schwäche zum Anlass nehmen, um sich die italienischsprachigen Gebiete Graubündens und das Tessin anzueignen.» Also liess die Armeeführung unter dem Generalstabschef, dem Österreich-freundlichen Theophil Sprecher von Bernegg, die Grenze von der Gebirgsbrigade 18 besetzen. Heute weiss man, dass Italien eine Invasion nicht ernsthaft erwog. Aber es kam zu vielen Grenzverletzungen, was regelmässig zu diplomatischen Demarchen in Rom führte.

Ein Besuch auf dem italienischen Stilsfer Joch lässt heute nicht mehr an die Vergangenheit denken. Hier oben, auf einem der höchsten Alpenpässe, ist im Winter alles geschlossen, von Mai bis November herrscht Skisportbetrieb. Der Gedanke an Krieg erscheint in diesem alpinen Vergnügungspark mit all den Hotels und Bars grotesk – Ballermann ohne Schiessen. Wer jedoch im Herbst über ein Höhenplateau

Der Gedanke an Krieg erscheint in diesem alpinen Vergnügungspark mit all den Hotels und Bars grotesk.

weiter bis zur Schweizer Grenze fährt, stösst auf Zeugen der Zeit wie Unterstände oder verfallene Mauern. Eine Tafel erinnert daran, dass hier ein Barackendorf für 500 Armeeeingehörige stand, das sich weit den Berg hinaufzog. Weiter östlich, bei der Dreisprachenspitze, stand ein Schweizer Hotel, dort, wo der unglückliche Cathomas sein junges Leben opfern musste.

Auf dem benachbarten Ortler waren die höchsten militärischen Stellungen des Ersten Weltkriegs auf 3900 Meter Höhe eingerichtet. In dieser alpinen Schneewüste kann man sich das harte Leben der Soldaten vorstellen, wie sie bei eisigen Temperaturen überleben mussten – sie waren im Winter wochenlang von der Aussenwelt abgeschnitten. Erkrankte einer schwer, bedeutete das seinen sicheren Tod, andere erfroren jämmerlich. «Die Soldaten waren während neun Monaten im Jahr damit beschäftigt zu überleben, nur im Sommer konnten sie aktiv Dienst leisten», sagt Experte Accola. Aber auch dann waren die Kampfhandlungen sporadisch: «Am erfolgreichsten waren Nacht- und Nebel-Aktionen, in denen feindliche

Stellungen überrannt wurden.» So erstürmten die Österreicher gleich in den ersten Wochen nach Italiens Kriegserklärung den von den Italienern gehaltenen Monte Scorluzzo und hielten die Stellungen bis zum Ende des Krieges. Von hier aus konnten die kaiserlichen Truppen die italienischen Nachschubwege unter Beschuss nehmen. Damit war die Taktik der Kriegsparteien vorgegeben: Sie versuchten, immer höher gelegene Stellungen zu besetzen, um möglichst weite Gebiete zu kontrollieren.

Liebenswürdiger Brief

Im Dorfzentrum von Santa Maria im Münstertal erinnert ein kleines Museum an die Kampfhandlungen. Ein grossartiges, noch nicht ganz fertiggestelltes Relief veranschaulicht im Massstab von 1:10 000 die topografischen Verhältnisse. Eine nachgebaute Schweizer Offiziersunterkunft vermittelt einen Eindruck von den damaligen bescheidenen Verhältnissen, die für die Soldaten deutlich unbequemer gewesen sein müssen. Eine kleine Bibliothek ist dem Museum angegliedert. Sie enthält Dokumente Armeeeingehöriger, etwa den liebenswürdigen Brief eines «Josef im Felde» an seine Frau Alice. Er war im Engadin stationiert, und im August 1914, kurz nach Kriegsausbruch, war er der festen Überzeugung, dass er bald nach Hause zurückkehren werde. «Ich halte es daher für besser, wenn Du mich nicht besuchen kommst.»

Josef im Felde wird den Krieg überlebt haben, anders als die armen Kerle jenseits der Grenze. In der Südtiroler Gemeinde Spondinig bei Glurns erinnert eine Gedenkstätte an die Soldaten, die ihr Leben im Frontgebiet des Stilsfer Jochs verloren haben: «Herz Franz, D. Fest. Artil. Baon 4, welcher am 25. Februar 1916 durch eine Lawine den Tod fand». Denn in diesem Frontabschnitt kamen mehr Soldaten durch Kälte oder Lawinen ums Leben als bei Kampfhandlungen. Etliche Tafeln erinnern zudem an ungarische Soldaten wie etwa Negrovan Istvan, der am 18. Juni 1916 verunglückte: «durch Steinschlag am kleinen Scorluzzo».

Die Österreicher schickten auch gerne russische Kriegsgefangene in die unwirtlichen Berge, um beim Bau von Unterkünften oder Versorgungsbahnen mitzuhelfen, wie etwa «Filippor Alexander vom Russ. Inf. Reg. 7». Die Gebeine der Gefallenen liegen nicht mehr an diesem Ort, der Diktator Mussolini liess sie zwanzig Jahre später umsiedeln; die Überreste der Italiener wurden auf dem Reschenpass in einem Ossuarium bestattet. Der Faschismus missbrauchte den



«Lebhaftes Feuer»: österreichische Truppen im Ersten Weltkrieg auf dem Südtiroler Ortler.

angeblichen Heldentod dieser Soldaten, um die seit dem Kriegsende 1918 aufgezwungene Zugehörigkeit von Südtirol zu Italien zu legitimieren.

Bis heute ist dieser Landstrich italienisch geblieben. Zwar finden sich immer noch vereinzelt Parolen an Mauern, die mehr Eigenständigkeit verlangen. Aber ernsthaft steht dies längst nicht mehr auf der politischen Agenda, den Südtirolern geht es materiell zu gut, um politische Instabilität zu riskieren. Wie im Elsass, das sich nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls in einem neuen Staat wiederfand – in Frankreich. Auch hier ist die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit zwar virulent, aber das Elsass ist heute als eigenständige *région* fest im französischen Staat verankert.

Zum Beispiel die kleine idyllische Sundgauer Gemeinde Pfetterhouse, unmittelbar an der Grenze zum Kanton Jura. Etwas nördlich davon verlief der südlichste Abschnitt der Westfront (1914 – 1918), die sich von der Schweizer Grenze bis an die Nordsee zog. «Willkommen beim Kilometer-o-Pfad im Süden der Westfront», heisst es leicht irritierend auf einer Orientierungstafel, die den Besucher auf einen zweieinhalbstündigen Rundgang entlang der französischen, der deutschen und der schweizerischen Stellungen schickt. Man schreitet durch herbstliche Laubwälder und begegnet immer wieder alten Gefechtsständen mit kleinen

Betonmündern, eigentlichen Fratzen, die den friedlichen Spaziergänger verhöhnen. Schliesslich erreicht man das Flüsschen Largue, wo das Dreiländereck war, an dem sich die Einheiten der drei Armeen gegenüberstanden. Wer an diesem Frontabschnitt stand, hatte Glück, denn zu schweren Kampfhandlungen kam es hier nicht.

Gefechte bei Sonnenuntergang

Ganz anders weiter nördlich am Lingekopf in den Vogesen, zwanzig Kilometer westlich von Colmar. Der Besucher dieses Gefechtsorts fährt durch eine Reihe Sundgauer Dörfer, angesichts deren kleinbürgerlicher Idylle Elend und Soldatentod heute unvorstellbar sind. Schliesslich führt die gewundene Strasse durch einen Wald auf eine Lichtung in knapp tausend Meter Höhe. Hier oben zeugt eine verwinkelte Anlage vom sinnlosen Stellungskrieg, den sich die Deutschen und die Franzosen 1915 lieferten. Ein Museum erinnert an die blutigen Kämpfe mit Relikten wie alten Waffen, Helmen oder Werkzeugen – und einer verkitschten Nachstellung der Gefechte bei Sonnenuntergang.

Das Sundgau war umkämpft, nachdem die Franzosen gleich nach Kriegsausbruch weite Teile des südlichen Elsass besetzen konnten. Sie mussten sich jedoch nach deutschen Gegenangriffen auf die Bergkämme der Vogesen zurückziehen. Im Sommer und Herbst 1915 verlo-

ren hier oben um die 30 000 Soldaten ihr Leben, ohne dass eine Seite nennenswerte Vorteile erzielen konnte. Typisch war der 20. Juli 1915, als die Franzosen in zwei Ablenkungsmanövern eine Infanteriedivision und eine Brigade ins offene Feuer der deutschen Stellungen auf benachbarte Hügel schickten. Um die tausend Soldaten verloren an jenem Tag ihr Leben – für ein paar Meter Gebietsgewinn. In den Kriegsjahren danach flammten die Kämpfe im südlichen Elsass zwar immer wieder auf, vor allem am Hartmannsweilerkopf. Aber die Kriegsparteien verloren ihr Interesse an diesem Frontabschnitt, weil ein entscheidender Durchbruch im hügeligen Gelände nicht möglich war. Sie verschoben ihre Einheiten zusehends nördlich an die lange Front zwischen Verdun und Flandern.

Auf den Lingekopf fahren an diesem Herbsttag Busse mit französischen Schulkindern heran. Das Lehrpersonal versucht sie würdevoll durch die verwinkelten Gräben mit den vielen Kreuzen Gefallener zu führen. Zwar standen sich die Deutschen und die Franzosen in ihren Schützengräben lediglich einige Meter voneinander entfernt gegenüber, und die Überlebenschancen waren für viele Soldaten gering. Aber für diese Kinder sind diese Schrecken vergangener Zeiten zu weit weg. Sie können sich keine Vorstellung vom Drama machen, das ihre Urgrossväter hier erlebten. Und das ist gut so. ○

«Landesstolz verkommt zur Illusion»

Der Thurgauer Unternehmer Daniel Model ist nach Liechtenstein ins Exil gezogen, um der Versklavung des Bürgers durch den Schweizer Staat zu entfliehen. Unternehmer würden die Vermögenssteuer vom Fiskus systematisch enteignet. *Von Martin Spieler und René Ruis (Bild)*

Ihre Firma und Ihre Familie sind im Kanton Thurgau verwurzelt. Warum sind Sie nach Vaduz ausgewandert?

Wir haben Freunde in Vaduz und eine Firma im Rheintal. Meine Frau und ich suchten eine Veränderung, nachdem die erwachsenen Kinder ausgezogen waren.

Deshalb mussten Sie ja nicht gleich auswandern.

Im Zusammenhang mit Liechtenstein ist «Auswandern» mehr ein juristischer als ein empfundener Begriff. Für die Wahl von Vaduz waren auch finanz- und zeitökonomische Gründe ausschlaggebend.

Sie wollen einfach weniger Steuern zahlen.

Ja, aber bei den hohen und noch weiter wachsenden Abgaben und der unternehmerischen Schlüsselaufgabe des Kostenparens kommt deshalb keine Scham auf. Wir wenden zu viel Zeit für das Ausfüllen der Steuererklärung auf. Allein für unsere private Steuererklärung brauchen wir eine Woche.

In Vaduz geht dies einfacher, denn Sie profitieren von der Pauschalbesteuerung.

Wir erhalten nur noch eine Pauschalrechnung pro Jahr und bezahlen diese. Das war's dann. Da meine Frau und ich berufstätig sind, lohnt sich das. Wir sparen rund einen Drittel unserer Steuern und eine Woche unserer Zeit.

Empfehlen Sie auch anderen Unternehmern, nach Liechtenstein auszuwandern?

Die Abstimmung mit den Füßen ist wirkungsvoller als diejenige mit dem Wahlzettel.

Werden Sie auch den Hauptsitz Ihres Unternehmens, der im Verpackungsbereich tätigen Model-Gruppe, nach Vaduz verlegen?

Nein. Unser Geschäft ist ein regionales, die Verbundenheit mit unseren lokalen Kunden und Mitarbeitern gross. Allerdings erwirtschaften wir drei Viertel des Umsatzes im Ausland, wo zwei Drittel unserer Mitarbeiter tätig sind. Der Gang ins Exil ist ein persönlicher Entscheid von mir und meiner Frau. Uns gefällt es in Vaduz. Im Thurgau schauten wir aus unserem Haus über den Bodensee nach Deutschland. Jetzt schauen wir von unserer Wohnung aus auf die Schweiz und ihre Berge.

Und was empfinden Sie dabei?

Das Gefühl, zu Hause zu sein.

Sie sind ins steuerliche Exil gegangen?

Ja, es ist schön, dass es möglich war und dass wir uns so der masslos gewordenen Obrigkeit wenigstens etwas entziehen konnten.

Masslos gewordene Obrigkeit? Was ärgert Sie denn so an der Schweiz?

Wenn man die Steuererklärung ausfüllt, droht immer eine latente Kriminalisierung. Man könnte ja etwas vergessen. Besonders schmerzt die Vermögenssteuer – sie hat Enteignungscharakter.

Sie fühlen sich vom Staat enteignet? Das müssen Sie erklären.

Für die Ermittlung der Vermögenssteuer wird das Unternehmen mit Menschen aus Fleisch und Blut jedes Jahr in einen Geldwert verwandelt. Zur Bezahlung jener Steuer muss ein zusätzliches Einkommen erzielt werden, welches ebenfalls zu versteuern ist. Damit entsteht eine mehrfache Belastung, welche letztlich das Unternehmen tragen muss. Nach Vaduz zu gehen, ist für uns eine wirksame Kostensparmassnahme.

Immerhin profitieren Sie als Bürger und Unternehmer vom Staat.

«Die Schweiz ist faktisch das 29. Land der EU, Gesetze und Währung sind auf die EU ausgerichtet.»

Gewiss nicht, der Staat ist eine Belastung, was am Beispiel der Vermögenssteuer anschaulich wird – sie ist unmoralisch wegen des Enteignungscharakters und des damit verbundenen Substanzverzehr. Der Staat ist der enteignende Eigentumsschützer, der mit den so eingenommenen Mitteln verschwenderisch umgeht und so die Bürger demoralisiert.

Deshalb haben Sie der Schweiz den Rücken gekehrt?

Als Unternehmer macht man nicht einfach die Faust im Sack, sondern zieht die Konsequenzen – und zieht weg. In anderen Ländern Europas sind analoge Vorgänge zu beobachten.

Warum kommen denn viele reiche Ausländer ausgerechnet wegen der tiefen Steuern in die Schweiz?

Sie profitieren – anders als die Inländer – von der Pauschalbesteuerung. Ich bin für die Pauschalbesteuerung für Ausländer, weil sie volkswirtschaftlich nützt. Aber die Pauschalsteuer sollte auch für Inländer gelten.

Wir sind nach Vaduz gegangen, um ebenfalls in den Genuss des Privilegs der Pauschalbesteuerung zu kommen.

Ist die Schweiz gar kein Steuerparadies, wie dies von Kritikern aus dem Ausland oft behauptet wird?

Die Schweiz hat punkto Steuern international einen guten Ruf, der zumindest für Inländer nicht den Tatsachen entspricht, und sie hat in überraschend kurzer Zeit die Banken zu Steuereintreiborganisationen der internationalen Staatengemeinschaft degradiert. Damit verkommt der Schweizer Landesstolz zur Illusion.

Worin besteht die Illusion?

Die identitätsstiftenden Elemente wie ein skeptisches Verhältnis gegenüber einem allmächtigen Staat, das Bankgeheimnis als Schutz des Privatvermögens und die Nicht-EU-Mitgliedschaft sind am Schwenden.

Die Schweiz ist nicht EU-Mitglied.

Da eine explizite Mitgliedschaft mit grosser Wahrscheinlichkeit am Volkswillen scheitern würde, wird eine implizite Mitgliedschaft eingerichtet.

Auf welche Fakten stützen Sie sich?

Auf die unzähligen umfangreichen, in komplizierter und seelenloser Juristensprache verfassten Vertragswerke zwischen der EU und der Schweiz. Die Schweiz ist so eng mit der EU verflochten, dass nun auch die rechtliche Souveränität des Landes in Frage gestellt ist. Auch der Franken ist ein «De-facto-Euro».

Und nun leben Sie im EWR-Land Liechtenstein, das noch enger an die EU gebunden ist als die Schweiz. Das ist ein Widerspruch.

Das macht keinen Unterschied. Die Schweiz ist faktisch das 29. Land der EU, weil ihre Gesetze und die Währung auf die EU ausgerichtet sind. Unter dem Druck der EU und der USA gibt sie Eigenständigkeit auf – zuletzt das Bankgeheimnis. Ihre Exekutive ist stärker mit den anderen Regierungen verbunden als mit den eigenen Bürgern. Transferzahlungen in Richtung EU laufen unter so abstrakten Begriffen wie «Kohäsionsmilliarde». Der Bürger wird nicht mehr vom Staat geschützt, sondern von ihm verraten.

Das ist eine Unterstellung.

Nein, ich denke dabei an die Herausgabe von Bankdaten an ausländische Staaten oder an Abkommen, die den Eindruck entstehen lassen, dass die Regierung mit der EU und den USA unter einer Decke steckt, und die



«Der Bürger wird vom Staat verraten»: Unternehmer Model.

real zu Verhaftungen von Schweizer Bürgern im Ausland führen. Internationale Abkommen zum Austausch von Daten und zur Überwachung der Menschen nehmen die unbescholtenen Bürger, die wahrscheinlich mehr als neunzig Prozent der Bevölkerung ausmachen, unter Begriffen wie «Geldwäscherei» und «Terrorismus» in Geiselnhaft – mit der Folge der Versklavung des Bürgers.

Versklavung? Die Schweiz ist eines der freisten Länder der Welt.

Historisch betrachtet schon, der Virus namens Etatismus hat aber auch die

Schweiz erfasst, weil das Angstmachen vor Verlust des Arbeitsplatzes, Krankheit und anderen möglichen Katastrophen die Immunsysteme der Menschen lahmgelegt hat. Die Bürger sind bereit, Freiheit gegen Sicherheit einzutauschen, bis sie letztlich beides verlieren werden. Es kann so zu einer staatsbürgerlichen Pflicht werden, möglichst wenig Steuern zu zahlen, damit die Utopie des Wohlfahrtsstaates nicht noch mehr Nahrung erhält.

Warum?

Weil der Staat mit den Steuergeldern verantwortungslos umgeht. Sparsamkeit ist

eine Tugend. Etatisten reden sie schlecht, indem sie vom «Kaputtsparen» sprechen. Man setzt die Anreize falsch – etwa im Gesundheitswesen: Man bekommt von der Krankenkasse Geld, wenn man möglichst lange krank ist, und nicht, wenn man gesund lebt. Allgemein ist das Unerwünschte subventioniert und das Erwünschte mit Abgaben belastet, so dass das Ignorieren der Wirkung des Ökonomischen die Abwärtsspirale weiter nährt.

Wo verschwendet der Staat Geld?

Die grösste Verschwendung liegt im sinnlosen und widersprüchlichen Umverteilen. Man nimmt den Reichen über progressive Steuersätze überproportional viel weg, ohne dass es bei den Armen ankommt – das meiste bleibt in der Umverteilungsorganisation namens Staat hängen. So wird anschaulich, dass die Schwächung der Starken nicht zu einer Stärkung der Schwachen führt. Auch die Schweiz ist damit in einem falschen Staatsverständnis gefangen.

Nämlich?

Sie hängt an der Utopie, dass der Staat für das Wohl der Bürger verantwortlich sei. Von der Wiege bis zur Bahre muss der Staat für die Bürger schauen und dafür sorgen, dass sie nirgendwo Schmerz erleiden – das ist nicht zu Ende gedacht.

Viele sind ohne eigene Schuld in eine schwierige Situation geraten.

Genau dieses Herausreissen aus dem eigenen lebensweltlichen Zusammenhang ist unsozial. Es geht für den Menschen gerade darum, den Zusammenhang zwischen sich und seinem Schicksal herzustellen. So kann Verantwortung entstehen, welche die Kraft für die Problemlösung liefert. Die wohlfahrtsstaatlich kultivierte Schmerzfreiheit ist eine Illusion, die das Lernen behindert.

Möchten Sie den Sozialstaat abschaffen?

Dieser Staat ist nicht sozial – er bestiehlt seine Bürger unter Gewaltandrohung, er verteilt in viele und gegensätzliche Richtungen um, er steckt seine Nase laufend in neue Handlungsfelder, er ist verschwenderisch, und er nährt die Illusion, dass jeder Nutzniesser dieses Durcheinanders sei.

Auch Ihr Unternehmen ist Nutzniesser des Sozialstaates.

Ein Unternehmen ist eine soziale Einrichtung, und ich sehe mich als Unternehmer und Sozialarbeiter zugleich. Meine Alltagstätigkeit ist das Gespräch in all seinen Formen – dasjenige mit den Mitarbeitern ist am häufigsten. Das Wohl meiner rund 3200 Mitarbeiter interessiert mich.

Das sagen alle. Primär wollen Sie doch ganz im kapitalistischen Sinne mit Ihrer Firma möglichst viel verdienen.

Selbst wenn ich das Schlechte wollte, bewirke ich doch stets das Gute. Wenn die Mitarbeiter wirklich mitarbeiten und gut zusammen-

arbeiten, verdient das Unternehmen mehr, weil die Marktleistung gut und die Produktivität hoch ist; die Reinvestitionen sind so finanziert und schaffen über Akzeleratoreffekte laufend neuen Wohlstand. Dieses System funktioniert. Da braucht es keinen Staat. Der Staat müsste sich ganz aus der Wirtschaft zurückziehen.

Allerdings haben die krassen Fehlleistungen bei den Banken während der Finanzkrise gezeigt, dass es Regeln und Aufsicht braucht.

Nein. Der Finanzsektor ist neben dem Gesundheitswesen der Bereich, der in der Schweiz am meisten reguliert ist und gerade deshalb laufend neue Verwerfungen erzeugt. Das soll nicht der Staat, sondern der Markt regeln.

Dann nehmen Sie auch Grossbankenkongresse in Kauf?

Ja, die Fehlleistungen sollen in den Konkurs münden können. Erst wenn ein Grossbankenkongress möglich ist, greift die Sanktionsmöglichkeit des Marktes. Dazu ist kein Staat nötig.

Wo braucht es den Staat noch?

Wenn überhaupt, dann im Rechtsbereich. Aus allen wirtschaftlichen Aktivitäten und

«Der Staat hat in der Bildung nichts zu suchen, weil er das Geistige geradezu vertreibt.»

auch aus dem Bildungswesen müsste er sich zurückziehen.

Aber dann würden Sie die Schulpflicht, eine wichtige Errungenschaft unserer Gesellschaft, opfern.

Die Schulpflicht ist nicht die Essenz. Es geht um die Erweckung des Interesses an der Welt, die Entwicklung von Fragen über ihre Rätsel und die geistige Tätigkeit als Mittel, sich diesen Fragen zu nähern. Die Freiheit ist dazu die wichtigste Ingredienz. Staatliche Schulen und Universitäten sind gerade nicht der Hort der Freiheit, sondern Brutstätten permanenter Bildungsreformen, Bildungsprogramme und permanenter Bildungsbürokratie. Der Staat hat in der Bildung nichts zu suchen, weil er das Geistige geradezu vertreibt. Wenn man alle versteckten Abgaben mitrechnet, hat der Staat heute auch in der Schweiz einen Anteil von rund der Hälfte des gesamten Bruttosozialproduktes.

Da unterscheidet sich Liechtenstein aber nicht grundlegend.

Doch. Liechtenstein ist kleiner und föderalistischer als die Schweiz, weshalb die Gemeinden mehr Einfluss haben. Die Gemeindeautonomie war eine wichtige Errungenschaft der Schweiz; sie ist erst in

den letzten Jahren – von den meisten unbenutzt – einer klassisch obrigkeitlichen Hierarchie gewichen. In der Gemeinde ist die soziale Wirklichkeit lebendiger und anschaulicher als in anonymisierten, bürgerfernen Verwaltungen. In der Gemeinde wird genauer geschaut, was mit dem Geld passiert. Anders als bei den Kantonen und dem Bund funktioniert in der Gemeinde die Kontrolle meist gut, weil die Strukturen übersichtlich sind, man die Leute kennt. In Liechtenstein besteht zudem die Sezessionsmöglichkeit. Das ist Gold wert.

Die Gemeinden haben in Liechtenstein per Gesetz die Möglichkeit, sich abzuspalten.

Darin steckt eine tiefe Weisheit, unter anderem wegen der disziplinierenden Wirkung auf den Staat. Wenn das Volk unzufrieden ist mit der Regierung oder dem Fürsten, kann sich eine Gemeinde von Liechtenstein lösen. Der Staat muss also aufpassen, dass er seine Bürger nicht verärgert. So wird der Bürger zum Kunden und ist nicht wie bei uns ein Sklave des Staates.

Müsste der Staat wie eine Firma geführt sein, die im Auftrag der Kunden, sprich seiner Bürger, tätig ist und bezahlt wird?

Ja, der Staat sollte zum Nutzen seiner Bürger arbeiten wie eine Firma für ihre Kunden. Ein Unternehmer darf seine Mitarbeiter nicht schikanieren, sonst verlassen sie ihn. Der Staat als Monopolist hingegen glaubt, dem Schikanieren des Bürgers sei keine Grenze gesetzt. Es ist befriedigend, dass wir dank der Aufnahme in Liechtenstein eine kleine Grenze setzen durften.

Und da gehen Sie ausgerechnet nach Liechtenstein, in eine Monarchie, wo ein Fürst regiert. Unsere Vorfahren haben sich doch immer gegen fremde Vögte, Könige und Fürsten gewehrt.

Der abstrakte, unsoziale Staat in der Schweiz ist uns zum Fremden geworden und die



Demokratie zur Maske, hinter der sich Ressentiments und Gewalt gut verbergen können. Liechtenstein scheint eine gesunde Balance zwischen Demokratie und Monarchie aufzuweisen.

Was sagen Sie zum Vorwurf, Sie seien im Grunde genommen ein wirtschaftlicher Landesverräter?

Man kann nicht ein abstraktes Land vertreten, sondern nur konkrete Menschen. Die Demokratie in der Schweiz ist moralisch degeneriert und zum Vehikel einer sozialistischen Diktatur verkommen. Eine wie

«Liechtenstein scheint eine gesunde Balance zwischen Demokratie und Monarchie zu haben.»

auch immer zusammengeschusterte Mehrheit schickt der Minderheit den Zahlungsbefehl und übt damit die Gewaltherrschaft aus, welche die Freiheit des Einzelnen einschränkt, statt die Selbstbestimmung zu stärken. Wir versuchen, uns dieser Gewalt mit einer Flucht ins Exil zu entziehen.

Sie hatten in früheren Jahren im Thurgau einen eigenen Staat ausgerufen. Wird dieser jetzt von Liechtenstein annektiert?

Nein, eher wäre möglich, dass mein Staat der Zukunft und das Liechtenstein der Gegenwart diplomatische Beziehungen aufbauen. Unser Umzug auf der Grundlage eines expliziten Regierungsbeschlusses von Liechtenstein kann als freundschaftliche Annäherung verstanden werden.

Haben Sie den Fürsten Hans-Adam oder den Erbprinzen Alois von Liechtenstein schon getroffen?

Nein, es hat kein Gespräch mit dem Fürstenhaus stattgefunden, wohl aber mit den Behörden.

Warum wirken Sie nicht selbst in der Schweizer Politik mit? In den Parlamenten braucht es Unternehmer.

Unternehmer wie Christoph Blocher und Johann Schneider-Ammann werden in jener Welt systematisch fertiggemacht; beim einen tanzen die Parlamentarier auf Stühlen und Tischen bei seiner Abwahl, beim anderen werden hasserfüllte Medientiraden verfasst im Falle von Steueroptimierungen. Die demokratistische Politikultur verabscheut das Elitäre und pflegt das Populäre, der Unternehmer pflegt das Elitäre zugunsten des Markterfolgs seines Unternehmens. Ich bin Unternehmer.

Was müsste passieren, damit Sie von Vaduz wieder zurück in die Schweiz ziehen?

Der Abbruch des Wohlfahrtsstaats-experiments, der Rückzug auf das Rechtswesen, verbunden mit der Verschlingung und Vereinfachung des Steuersystems. ○

MOUNTAINSPORT



**FORESTER 4x4 MOUNTAINSPORT
AB FR. 30'000.-.**

Abgebildetes Modell: Forester 2.0i AWD Advantage MountainSport, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie E, CO₂ 160 g/km, Verbrauch gesamt 6,9l/100 km, Fr. 30'000.- (Preis inkl. Fr. 100.- MountainSport-Paket).

**LEGACY 4x4 MOUNTAINSPORT
AB FR. 29'050.-.**

Abgebildetes Modell: Legacy 2.0i AWD Advantage MountainSport, Lineartronic, 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂ 164 g/km, Verbrauch gesamt 7,1l/100 km, Fr. 29'050.- (Preis inkl. Fr. 100.- Mountain-Sport-Paket).

**IMPREZA 4x4 MOUNTAINSPORT
AB FR. 24'000.-.**

Abgebildetes Modell: Impreza 1.6i AWD Swiss one MountainSport, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie D, CO₂ 144 g/km, Verbrauch gesamt 6,2l/100 km, Fr. 24'000.- (Preis inkl. Fr. 100.- MountainSport-Paket).

**SUBARU XV 4x4 MOUNTAINSPORT
AB FR. 26'000.-.**

Abgebildetes Modell: Subaru XV 1.6i AWD Swiss one MountainSport, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie E, CO₂ 151 g/km, Verbrauch gesamt 6,5l/100 km, Fr. 26'000.- (Preis inkl. Fr. 100.- MountainSport-Paket).



**NUR VON SUBARU:
DAS MOUNTAINSPORT-PAKET FÜR FR. 100.-.**

Für Ihre Sicherheit

- > Ein Satz Winter-Komplettäder:
 - Leichtmetallfelgen (16 oder 17 Zoll, je nach Modell)
 - Premium Winterpneus
 - Radnabendeckel mit MountainSport-Logo
- > Sicherheitsnotfallset mit MountainSport-Logo

Für die attraktive Optik

- > MountainSport-Seitendekor
- > MountainSport-Einstiegsleisten (Subaru XV, Forester, Impreza)
- > MountainSport-Stossstangenschutz hinten
- > MountainSport-Logo im Innenraum
- > MountainSport-Leder-Schlüsselanhänger

Für Ihr Wohlbefinden

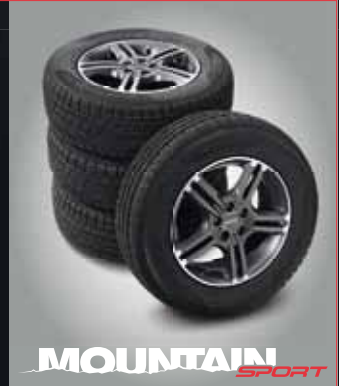
- > Ein Satz MountainSport-Bodenteppiche (4-teilig)
- > MountainSport-Fleece-Decke

Für ein aufgeräumtes Auto

- > Gepäckraumlederkorb mit Antirutschbodenbelag
- > Lederschuhsack

Wert: Fr. 3'000.-

Solange Vorrat.



**SUBARU 4x4 MOUNTAINSPORT: SCHÜTZT SIE,
IHRE FAMILIE UND IHR PORTEMONNAIE.**

- Symmetrischer Allradantrieb für optimale Bodenhaftung.
- Platz für alle und alles, was Ihnen lieb ist.
- Bestes Preis-Leistungs-Verhältnis.



DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ



Reinheit des Unwissens: «Novizinnen» der dänischen Fotokünstlerin Léa Nielsen.



Himmlische Sünde

Von Daniele Muscionico

Der Zauber des Beginns. Die Reinheit des Unwissens. Die Frische des Neuen. So sieht eine «Novizin» aus. Und ist sie nicht hübsch, diese Haubenlerche? Unter der Kappe einer Ordensschwester ein ausdrucksstarkes Gesicht, ins Geistige entfärbt – sodann und im abrupten Wechsel dort, wo es körperlich wird und sinneslustig zu werden droht: ein zeltartiges Tuch in Miesepeter-Braun und ein Wollstoff in Gansfeder-Grau. Doch dazwischen, genaues Hinsehen lohnt den Blick – winkt heimlich der Schein einer frivolen Spitze.

«Novizinnen» heisst dieses Bild aus einer Fotoserie der dänischen Künstlerin Léa Nielsen, realisiert mit blutjungen Mädchen. Doch Irrtum, wer es sich bereits gemütlich macht und glaubt, die Bildidee kapiert zu haben. Diese «Novizinnen» sind keine Anwärterinnen auf das Amt der Braut Christi, keine Schwestern des Lammes und Teil christlicher Herden im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geists. Kein Gebet wird hier eingeübt, keine Liturgie, kein Schweigen, keine Askese und keine Meditation. Wo kämen wir denn hin – das heisst, wo wollen wir denn hin? Gewiss nicht in den Himmel. Brave Mädchen kommen in den Himmel, böse bekanntlich überallhin.

Wo diese «Novizin» hin möchte, ist augenfällig: vor die Kamera. Denn dort stellt Léa Nielsen – mit Neulingen des Business, Mädchen, die zum ersten Mal vor einer professionellen Kamera stehen – europäische Mode- und Kunstgeschichte nach. Ihre Porträts, frontal eingefroren, dramatisch ausgeleuchtet, erinnern an die Gesichter der Renaissance oder an die Bilder holländischer Meister, Vermeer oder Jan van Eyck.

Und trotzdem ist hier nicht einfach ein Remake zu sehen. Und wenn, dann eines, das auch die jüngere Filmgeschichte mitdenkt: «Les novices» von Guy Casaril, der Sommerhit von 1970 mit Brigitte Bardot und Annie Girardot. Die Bardot als Nonne nutzt den Ausflug ihres Ordens nach Cap Fréhel, um das Leben der Freizeitprostituierten Girardot kennenzulernen. Denn ohne Sünde macht das Versprechen eines Himmels ja keinen Sinn. Der Himmel braucht die Sünde so notwendig wie das Ei ein Huhn. Und, grosse Frage: Wer war wohl zuerst?

Novizinnen: Galerie 206, Friedrichstrasse 71, Berlin, bis 26. April.

Bestseller

Belletristik

- 1 (-) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 2 (-) **Frank Schätzing:** Breaking News (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (1) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 4 (2) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 5 (4) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 6 (-) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 7 (-) **John Grisham:** Die Erbin (*Heyne*)
- 8 (3) **Stefan Bachmann:** Die Seltsamen (*Diogenes*)
- 9 (5) **Ingrid Noll:** Hab und Gier (*Diogenes*)
- 10 (8) **David Glattauer:** Die Wunderübung (*Zsolnay*)

Sachbücher

- 1 (1) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 2 (7) **Roger Schawinski:** Wer bin ich? (*Kein & Aber*)
- 3 (3) **Thilo Sarrazin:** Der neue Tugendterror (*DVA*)
- 4 (-) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut*)
- 5 (2) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 6 (-) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)
- 7 (8) **Guido Maria Kretschmer:** Anziehungskraft (*Edel*)
- 8 (6) **Jacky Gehring:** Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 9 (4) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 10 (-) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, m. Backform ... (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Hartmann

Der Direktor des Wiener Burgtheaters, Matthias Hartmann, ist trotz hervorragender Zuschauerzahlen fristlos entlassen worden. Die Finanzen der Bühne sind aus dem Lot geraten, die Buchhaltung war abenteuerlich geführt worden. Der Fall erinnert an Christoph Marthaler am Schauspielhaus Zürich. Die Finanzen gerieten ebenfalls aus dem Lot, nur wies er miserable Zuschauerzahlen auf. Hartmanns Entlassung stösst in der Kulturszene auf Applaus und Häme, Marthaler erfuhr eine Welle der Solidarität. Weshalb? Hartmann fährt einen Sportwagen, freut sich am Erfolg beim Publikum, verzichtet auf Künstlerattitüden. Das weckt in der Szene Abneigung. Ganz anders Marthaler: Er pflegt sein Künstlerimage, schert sich nicht ums Publikum, Hauptsache, in der Szene findet es Anklang. Die Kritiker lieben das. Dass Marthaler wie Hartmann zu den Grossverdienern im Kulturbereich gehörte, darüber sahen seine kapitalismuskritischen Freunde geflissentlich hinweg. (rb)

Pop

Bad im Glück der anderen

Nach langen Jahren der Verachtung wurde ich plötzlich zum Fan von Albert Hammond. Ein unbewusster Selbstversuch.
Von Thomas Wördehoff

So ganz geheuer ist mir die unverhoffte Einsicht noch immer nicht. Sie traf mich wie ein Windstoss, völlig unvorbereitet, aus heiterem Himmel. In der Aula einer Waldorfschule irgendwo in Süddeutschland war das. Bei einem Albert-Hammond-Konzert. Ich kann nicht mal sagen, warum es mich tatsächlich an ein Albert-Hammond-Konzert verschlug. Vielleicht war's eine vage Erinnerung an etwas Heiteres, was mal gewesen sein mag. Vermutlich war es ja ein unbewusster Selbstversuch.

Albert Hammond – das wurde mir klar, als ich schliesslich auf einem der harten Klappsitze Platz genommen hatte – gehört ein musikalisches Pandämonium, das nicht meins ist. Hatte der nicht das Original von «Ein Bett im Kornfeld» geschrieben? Hat er nicht, aber allein die Vermutung zeigt, dass Albert Hammond längst dabei war, in meiner vermieften Erinnerung irgendwo in Hörweite von Jürgen Drews Schimmel anzusetzen. Altersmässig kommt das ja in etwa hin, beide gehen flott auf ihre alten Tage zu, beide arbeiten offenbar unermüdlich am Waschbrettbauch – nur musikalisch wollte es halt nie so recht klappen.

Dachte ich. Jürgen Drews kann ich nach wie vor nicht wirklich beurteilen (will ich auch nicht), aber bei Albert Hammond gerate ich an dieser Stelle merklich ins Stocken. Albert Hammond ist nämlich tatsächlich und überhaupt – ein verdammt guter Songwriter! Doch für diese Erkenntnis brauchte ich noch gute zwei Stunden Live-Auftritt in der Aula.

Wenn ein kleines Wunder passiert

Es war gar nicht mal das Wippen meiner Füsse, das mich letztlich bekehrte. Wippen an sich ist ja kein Qualitätsmassstab; man kann zu Jürgen Drews wippen, man kann zu den Arctic Monkeys wippen. Aber wie spürt man, dass einem eine Musik nahekommt, die man bis dahin abgelehnt hatte?

Wenn ein kleines Wunder passiert. Der Raum verändert sich dann, die mitwippenden Sitznachbarn sind einem plötzlich nicht mehr egal, man tauscht diesen lächelnden Einverständnisblick miteinander. Das Bindemittel entfaltet allmählich seine Wirkung: Es sind die Songs des Albert Hammond, die da wie verschollen geglaubte Wracks aus den Nebeln der Vergangenheit aufsteigen. Diese unvermutet vitalen Wiedergänger von einst rühren unwillkürlich und bergen dabei ganz erstaunliche Biografien.

Anfangs waren da nur verhangene Reminiszenzen. «Everything I Want to Do» zum Bei-

spiel, ein munterer Mitmach-Beat mit fröhlicher Tonfolge, kitzelte ein unbestimmtes Gefühl hervor; ein Irgendwas, Irgendwo, etwas diffus Verschwommenes machte sich bemerkbar. Hammonds vier gutaufgelegte Begleitmusiker waren mit äusserster Spielfreude dabei, von altbackener Routine nichts zu spüren. «Give a Little Love» oder «The Peacemaker» kannte ich mit Verzögerung, und dann «Freedom Come, Freedom Go», da kommt man in Fahrt, meine Güte, total vergessen hatte ich den alten Kram. Aber war das seinerzeit nicht Schunkelmusik für die Dorfdisco, Vorabendprogramm – eher Wim Thoelke als Tom Petty?

Doch dann zieht der drahtige Greis auf der Bühne plötzlich alle Register eines grossen Magiers. Mit nicht nachlassender Energie pflügen sich Hammond und die Seinen durch das Material, dass einem Hören und Sehen vergeht. Ein Familienalbum mit Songs, die man ganz woanders verortet hatte: «I Don't Wanna Live Without Your Love» – hatten das nicht die vormaligen Jazzrocker von Chicago weichgespült? «Praise the Lord and Pass the Soup» – aha, das hatte er für Johnny Cash geschrieben! Und es kommt noch dicker: «To All The Girls I've Loved Before», das unwiderstehlich-klebrige Duett von Willie Nelson und Schmachtlöcke Julio Iglesias – ebenfalls aus Hammonds Feder.

Und so ging das Wiedererkennen weiter: Songs, die wir von Céline Dion, Tina Turner, Smokie, Tom Jones oder Whitney Houston in- und auswendig kennen – fast fünfzig Jahre Radiohits am Laufmeter bis hin zum letzten Album des britischen Soulwunders Duffy stammen von Albert Hammond. Darunter finden sich frühe Perlen wie das unverwüstlich treuherzige «Little Arrows», dessen Interpret Leapy Lee schon vor Jahrzehnten den Beruf gewechselt hat. Oder das unglaublich komische Kinderlied «Gimme Dat Ding» über den gestohlenen Zeiger eines Metronoms, das Hammond mit erstaunlich stabilem Falsett über die Bühne bringt. Oder der grosse Evergreen der Hollies, «The Air That I Breathe». Oder das zu Herzen gehende «When I Need You», das Hammond weiland für seinen Schulfreund Leo Sayer geschrieben hatte. Die Liste der Enthüllungen ist unendlich, und der Ausruf des Abends ist: «Hat er etwa auch das geschrieben!?» Am Ende sind alle von der Rolle, singen mit, schunkeln mit: ein anrührendes Klassentreffen unter Fremden.

Was war da passiert? Vielleicht ist die Wahrheit ja schlichter, als man glaubt: Albert Hammond und seine Songs sind dem Leben und den



Hervorragend gemachte Alltagsmusik: Hammond.

Fans zugewandt, vorbehaltlos freundlich, ohne Hinterhalt. Sie haben zwar nicht die Finesse oder Tiefe der Werke von Bob Dylan oder Randy Newman, sie mögen nicht ganz das melodische Format Elton Johns oder gar der Beatles erreichen, vielleicht auch nicht den Schwung der Arctic Monkeys oder von Bruce Springsteen – warum sollten sie auch? Albert Hammond und seine Partner haben hervorragend gemachte Alltagsmusik geschrieben, für die das Wort «ehrlich» durchaus zutrifft. Und manchmal gelang dann auch ein Meisterwerk wie «99 Miles from L.A.», das er zusammen mit Hal David, dem unvergleichlichen Texter des grossen Burt

Bacharach, für Art Garfunkel schrieb – manchmal kam am Ende einfach gute Laune heraus.

Und nun reist dieser Mann, der im kommenden Mai siebzig Jahre alt wird, nach dreissig Jahren Pause wieder um die Welt und erfüllt sich in kleinen, abgelegenen Hallen im begeisterten Schweiss seines Angesichts noch einmal den stolzen Traum einer «Free Electric Band». Das Bad im Glück der anderen kann grossen Spass machen. Man muss nur eins beherzigen: «It Never Rains in Southern California».

Albert Hammond: Songbook 2013 – Live in Wilhelmshaven. Hypertension

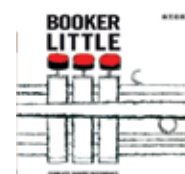
Jazz

Eine Musik an der Zeitenwende

Von Peter Rüedi

Wenn die Götter lieben, den lassen sie jung sterben», sagt ein antikes Sprichwort. Mit Blick auf den Nachruhm ist ja was dran. Künstler, die mit dem Rest ihres Werks ihren genialen Aufbruch desavouieren, gibt es genug. Andererseits: Was hat der frühe Tod Georg Büchners die Menschheit gekostet? Der von Schubert? Im Jazz wimmelt es von frühverstorbenen Genies, und nicht alle erlagen ihren Süchten wie Fats Navarro, der schon als der kommende Trompeter nach Dizzy Gillespie gefeiert wurde, bevor ihn mit nur 27 Jahren der letzte Schuss umbrachte. Clifford Brown, stilistisch sein Nachfolger, starb bei einem Autounfall, keine 26 Jahre alt. Und der Trompeter, der mit einigen anderen zuerst Browns Ansätze fortführte, dann diese bei einer steilen Kurve bis an die Grenzen des Free Jazz verlängerte, wurde 1961 mit 23 das Opfer einer Autoimmunschwäche (Lupus).

Anders als sein Freund und Partner Eric Dolphy (der starb mit 36 in Berlin an einer nicht diagnostizierten Zuckerkrankheit) blieb Booker Little einer der *unsung heroes* der tragischen Jazzgeschichte. Er hinterliess unter eigenem Namen gerade vier LPs, die jetzt auf zwei CDs wieder zugänglich sind. Sie enthalten einen ganzen musikalischen Kosmos: eine Trompetenkunst mit dem Feuer von Lee Morgan und Freddie Hubbard, aber ohne deren etwas reiserische Anleihen bei Soul und Funk. Namentlich in den Balladen nahe am seelenvollen Ton von Kenny Dorham, war der junge Mann aus Memphis nicht nur ein kühner Improvisator, sondern auch ein interessanter, komplexer Komponist. Auf zwei der Alben ist Littles Mentor Max Roach am Schlagzeug («Booker Little 4 & Max Roach» mit George Coleman, Tommy Flanagan und Art Davis; und «Out Front» mit u. a. Eric Dolphy). Ein imposantes weiteres (vom Label Time seinerzeit eher versteckt als publiziert worden) spielte Little mit dem superben Trio Wynton Kelly, Scott LaFaro und Roy Haynes ein. Nicht als «Change of the Century» angekündigt, ist diese Musik, gerade noch diesseits im Hardbop-Idiom, im Kern nicht weniger avanciert als die von Ornette Coleman. *The shape of jazz to come.*



Booker Little Quartet, Quintet, Sextet: Complete Recordings. American Jazz Classics 99 078. 2CDs (Musikvertrieb)

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Mr. Peabody & Sherman	★★★★★
	Regie: Rob Minkoff	
3	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
4	The Wolf of Wall Street	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
5	American Hustle	★★★★★
	Regie: David O. Russell	
6	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
7	Dallas Buyers Club	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
8	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
9	Tokyo Family	★★★☆☆
	Regie: Yoji Yamada	
10	Nymphomaniac 1	★★☆☆☆
	Regie: Lars von Trier	

Kinozuschauer

1 (-)	300: Rise of an Empire (3-D)	31 939
	Regie: Noam Murro	
2 (-)	The Grand Budapest Hotel	13 181
	Regie: Wes Anderson	
3 (9)	12 Years a Slave	8400
	Regie: Steve McQueen	
4 (1)	Mr. Peabody & Sherman	7011
	Regie: Rob Minkoff	
5 (2)	Jack Ryan: Shadow Recruit	6104
	Regie: Kenneth Branagh	
6 (7)	Dallas Buyers Club	5116
	Regie: Jean-Marc Vallée	
7 (6)	Vaterfreuden	4377
	Regie: Matthias Schweighöfer	
8 (3)	American Hustle	4352
	Regie: David O. Russell	
9 (5)	Der Goalie bin ig	4252
	Regie: Sabine Boss	
10 (-)	Saving Mr. Banks	3687
	Regie: John Lee Hancock	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Achtung, fertig, WK (Impuls)
2 (2)	Gravity (Warner)
3 (-)	Wolkig mit Aussicht ... (Sony)
4 (3)	Prisoners (Ascot Elite)
5 (-)	Jackass: Bad Granpa (Rainbow)
6 (4)	2 Guns (Sony)
7 (5)	The Butler (TBA)
8 (8)	Riddick (Impuls)
9 (6)	White House Down (Sony)
10 (-)	Drecksau (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Schrecklich nette Familie: «August: Osage County».

Kino

Familie Seelenwund

In der Zerfleischungsorgie «August: Osage County» zeigen die Hochleistungsmimen Meryl Streep und Julia Roberts, was sie draufhaben. Von Wolfram Knorr

Höllenfahrten in Familienabgründe liebt das amerikanische Theater seit Tennessee Williams, Arthur Miller, Edward Albee. Sie bleiben die begehrtesten Tickets für Hochleistungsmimen. Seelenwund und wahntoll können sie vom Leder ziehen, keifen und krakeelen. Das sind herrliche Zerfleischungsorgien, die die Verfilmungen noch gewaltig dopen. Der Schauspieler und Dramatiker Tracy Letts greift gerne zu diesem Genre («Killer Joe»); mit seinem Familiendrama «August: Osage County» weist er sich gar als Musterschüler Psychosensatter Dramen aus. Keinen menschlichen Defekt, der ins Familien-Jammertal gehört, liess er aus, um auf der Höhe der Neurosenzeit zu sein: Krebs, Pillensucht, Alkoholismus, Depression, Inzest, Eifersucht, Bindungsangst. Schön aufgepolstert mit satter Emotionalität, kann sich das Seeleninferno feurig entfalten. Und Letts war sich nicht einen Moment lang im Unklaren darüber, wie das Stück abzulaufen hat, damit die Kritik ihm Beifall zollt – und siehe, er hat alles richtig gemacht: 2008 wurde er mit dem Pulitzerpreis für Dramatik und etlichen anderen Preisen ausgezeichnet.

Im Mittelpunkt stehen Mutter und Tochter, die sich wie Zecken ineinander verbeissen: Meryl Streep und Julia Roberts. Sie und alle anderen, von Ewan McGregor über Juliette Lewis bis Chris Cooper, waren sofort bereit für Regis-

seur John Wells und Tracy Letts (der auch das Drehbuch schrieb) in die dankbaren Rollen zu schlüpfen. Violet Weston (Meryl Streep), krebserkrank, pillensüchtig, verbietet, von der Chemotherapie zu einer pampig-vernebelten Fregatte derangiert, holt nach dem Freitod ihres Gatten (Sam Shepard) ihre verstreut lebende Familie zu sich. Und alle kommen, von der ältesten Tochter Barbara (Julia Roberts) und ihrem Mann (Ewan McGregor) über die Zweitgeborene Karen (Juliette Lewis) bis zur jüngsten Tochter Ivy (Julianne Nicholson) und den jeweiligen Begleitern, Söhnen und Töchtern.

Eine schrecklich nette Familie findet sich mal wieder, und wie bei derartigen Treffen üblich, schwinden mit der Zeit und dem Alkohol die Hemmschwellen, es wachsen die Bekenntnisbedürfnisse – worauf demaskiert wird, was das Zeug hält. Die Powervirtuosinnen sind natürlich Streep und Roberts, die alle und alles dominieren, aber die Mitspieler nicht zu blossen Trabanten degradieren; auch die eher verdrucksten Männer lassen ihre Mimenkunst krachen. Langweilig ist das nie, auch wenn noch ganz von fern ein schwaches Echo auf den alten Theaterdonner durchs artistische Spiel grollt und das etwas dünne Fazit an Karl Kraus' hübsches Bonmot erinnert, das Wort Familienbande habe einen Beigeschmack von Wahrheit. Letts hat nix vergessen, auch nicht

die Indianerin, die den Haushalt führt, obwohl über sie gespottet wird, und in deren Armen Violet Trost sucht. Seit Ken Kesey's verfilmtem Roman «One Flew Over the Cuckoo's Nest» (1962) ist der «native American» das Sehnsuchtsbild neurosefreien Lebens. ★★★★★☆

Weitere Premieren

The Book Thief — Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gerät die Familie der neunjährigen Liesel (Sophie Nélisse) in Turbulenzen. Der Bruder kommt um, die Mutter wird als Kommunistin von den Nazis gejagt. Liesel findet Unterschlupf bei Pflegeeltern in München, die zugleich den Juden Max (Ben Schnetzer) verstecken. Während die Pflegemama streng ist, kümmert sich Hans (Geoffrey Rush) liebevoll um die traumatisierte Liesel, die sich in die Literatur flüchtet und anfängt, Bücher zu stehlen, um sie vor Bücherverbrennungen zu retten. Die literarische Vorlage vom Deutsch-Australier Markus Zusak wurde ein weltweiter Bestseller und bewegt sich geschickt zwischen Anne Franks «Tagebuch» und Michael Endes «Die unendliche Geschichte». Die Verfilmung von Brian Percival (Regie) und Michael Petroni («Chronicles of Narnia») hält sich an die Vorlage, wurde in Babelsberg und anderen deutschen Orten gedreht, ist aber in der Mischung aus Realitätsnähe und bis in den Kitsch auskeilender Traumtänzeri nicht jedermanns Sache. ★★★★★☆



Bis in den Kitsch: «The Book Thief».

Casse-tête chinois — Xavier (Romain Duris), zweifacher Vater und nicht mehr der Jüngste, lebt von der Mutter der Kinder (Kelly Reilly) getrennt, die mit den Sprösslingen nach New York zieht, was Xavier aufbringt. Um in der Nähe seiner Kinder zu bleiben, folgt er ihnen kurz entschlossen und durchlebt kuriose Kulturunterschiede. Er heiratet sogar, um eine



Esprit und Charme: «Casse-tête chinois».

Aufenthaltsbewilligung zu erhalten. Dann aber begegnet er seiner ersten grossen Liebe wieder (Audrey Tautou), die alles durcheinanderwirbelt. Es ist der dritte Teil von Cédric Klapischs «L'Auberge espagnole»-Reihe, die einzig und alleine den sprichwörtlichen Esprit und Charme französischer Lebensart zelebriert. Da gibt es hübsche Beobachtungen, ein immer leichtfüssiges, kurzweiliges Spiel – aber letztlich bleibt's Herumgetändel. ★★★★★☆

Tableau noir — Es ist nicht nur der melancholische Abgesang auf eine kleine Gesamtschule aus den jurassischen Bergen, sondern auch das Ende jener Geschlossenheit, als die Gemeinde noch eine Gemeinschaft war und der Dorflehrer die Erziehungs- und Bildungsinstanz. Einen solchen Lehrer, seine Schüler und seine Schule, in der die Sechs- bis Zwölfjährigen gemeinsam unterrichtet werden, porträtiert Yves Yersin («Les petites fugues») in seinem anrührenden Dok-Film. Die Schule wurde geschlossen, der Lehrer in Pension geschickt. ★★★★★☆

sich darunter Romane, unter deren Oberflächen es ziemlich aggressiv zugeht, wie etwa «Der Klosterjäger» (1892). Der wurde mehrfach verfilmt, zuletzt in den Fünfigern und geriet dementsprechend seifig und sentimental. Dabei grummelt's leidenschaftlich – und blutig geht's auch zu. Wenn man solche Romane richtig entrümpeln würde, könnten sie durchaus als Vorlagen für Alpen-Western dienen. Aber wen interessiert heute noch Ganghofer?

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Der bessere Bachelor-Abschluss

Von Rico Bandle

Die meisten Teilnehmer am Studentenaustauschprogramm «Erasmus» schwärmen von den vielen Partys, die sie in der Fremde durchlebt haben. Nicht nur Zyniker finden deshalb, der Ausschluss der Schweiz von Erasmus durch die EU benachteilige den hiesigen Akademikernachwuchs vor allem auf einem Gebiet: auf dem internationalen Balzmarkt. Ist die Schweiz hier überhaupt konkurrenzfähig?

Die deutsche «Bachelor»-Version ist am Mittwoch auf RTL zu Ende gegangen. Da drängt sich die Frage auf: Wer hat den besseren Bachelor, die Schweiz oder Deutschland? Wer ist der bessere Frauenverführer, der Zürcher Vujo Gavric oder der Berliner Christian Tews?

In der zweitletzten Folge der deutschen Staffel hatte Christian noch drei Frauen zur Auswahl, alles Blondinen, die einander glichen wie eine Barbie-Puppe der anderen. Mit der ersten ging er nach Jordanien in die Wüste, mit zweiten auf die Malediven an den Strand, mit der dritten nach Schweden in den Schnee. «Dreamdates» nannte er diese romantischen Treffen. Susi sagte: «Da ist so was Magisches zwischen uns.» Katja: «Für mich ist er perfekt.» Angela: «Wenn Christian bei mir ist, ist alles schön.»

Auch Christians Sätze hätten aus einem Groschenroman stammen können: «Wir küssen uns total oft, weil wir es einfach wollen.» Oder: «Hast du Lust, heute Abend gemeinsam mit mir einzuschlafen?» Er sagt das mit einer sanftig weichen Stimme, dermassen gedämpft, als gebe er sich alle Mühe, die eingeknickten Zuschauer nicht zu wecken.

Vujo ist dahingehend ein anderes Kaliber. Er ist ein Draufgänger, der «Action» sucht und dessen Sätze selten einen Sinn ergeben: «Michaela hat ein superschönes Lachen, total grosse Rehaugen – schlussendlich zählen für mich die inneren Werte.» Ob solche Komplimente bei den Frauen ankommen? Keine Ahnung. Darum geht es in der Sendung auch gar nicht. Sondern darum, das Publikum zu unterhalten. Und deshalb ist der Sieger in diesem internationalen Wettbewerb eindeutig der Vertreter der Schweiz: Vujo Gavric.

Der Bachelor: Das Finale, 12. März, 21:15, RTL

Fragen Sie Knorr

In Ihrer Empfehlung für «Das finstere Tal» erwähnen Sie den Schriftsteller Ludwig Ganghofer, den ich gegoogelt habe. Er sei ein Heimatdichter gewesen, erfuhr ich. «Das finstere Tal» ist aber ein handfester Alpen-Western. Wo sehen Sie eine Verknüpfung? H. G., Bern



Besonders im Ambiente und bei den grimmig-verschlossenen Berglern. Natürlich sind die Ganghofer-Romane Heimatschnulzen mit dem sogenannten Wurzeldeutsch, in dem es variantenreich girt und knorz; aber es finden

Es passte alles

Die Kulturschickeria zeigte sich am Zürcher Opernball in bester Tanzlaune. *Von Hildegard Schwaninger*



Schöne Jugend wächst heran: Debütantinnen und Debütanten am Zürcher Opernball.

Die gute Laune kam mit dem herrlichen Frühlingswetter, und so passte einfach alles am 14. Zürcher Opernball, bei dem zum zweiten Mal Intendant **Andreas Homoki** Gastgeber war. Der grossartige Sechseläutenplatz lieferte das stilvolle Ambiente für den Auftritt der Gäste. Von Stadtpräsidentin **Corine Mauch**, ganz in Himmelblau, am Arm von Stadtratskollege **André Odermatt**, bis zum schrillen Paar **Walter** und **Irina Beller**, das aus der Stretchlimousine kletterte: Die Zaungäste am roten Teppich kamen auf ihre Kosten. Es war ein schöner Ball mit bester Stimmung, gutausschenden Leuten, etwas Kulturschickeria (Schriftsteller **Adolf Muschg**, Regisseur **Markus Imboden**, Schauspielerin **Martina Gedeck**).

Man sah Prominenz aus der Opern- und Ballettwelt. Die russische Primaballerina **Viktorina Kapitonova** tanzte als Showeinlage mit **William Moore** einen Pas de deux aus «Schwanensee». Chorsänger **Christoph Hebeisen** (von Beruf Jurist) vertrat seine Ehefrau **Elena Mosuc**, die in Bilbao weilte. Die Operndiva **Dame Gwyneth Jones** sass neben Modeunternehmer **Thomas Hahnloser** (Modehaus Gassmann spendete einen Tombolahauptpreis) und döste fast ein bei der Tombolapreisverteilung (die zieht sich immer etwas hin, und da konnte auch Starmoderatorin **Sandra Studer**, die dem moderierenden Hausherrn zur Seite stand, nicht helfen). **Fabienne Louves**, die Sängerin aus der «Kleinen

Niederdorfer» im Bernhard-Theater (wo die Latino-Bar untergebracht war), war in ihrem roten Abendkleid ein Eyecatcher.

Die Primaballerina **Yen Han**, die zurzeit eine grandiose «Sleeping Beauty» (Tschai-kowsky) im Opernhaus hinlegt, tanzte mit Ballettmeister **Christian Spuck**. Das Tanzen stand im Zentrum des Balls. Wer hätte gedacht, dass Schriftstellergattin **Atsuko Muschg** so eine wilde Tänzerin ist?

An den Debütantinnen und Debütanten sieht man jedes Jahr, was für eine schöne Ju-



Gastgeber: Intendant Homoki, Gattin Aurelia.

gend in Zürich heranwächst. Die Jungen amüsierten sich bestens, ein paar outeten sich als Opernfans. Erstaunt nicht, denn der «Club Jung», den Homoki gründete, um junges Pub-

likum ans Haus zu binden, floriert, im Opernhaus sieht man an normalen Abenden (an Premieren weniger) viele junge Leute.

Attraktive Frauen waren da. **Karina Berger** von der Miss-Schweiz-Organisation mit ihrem Mann **Thomas Russenberger** (organisieren im Mai im Kongresshaus den Medienball), die Filmfestival-Beauty **Nadja Schildknecht** mit Top-Banker **Urs Rohner**, Sängerin **Nubya** und Starköchin **Meta Hildebrand**, der unübersehbare Rotschopf. Society-Lady **Monique Steiner**, die fast vierzig Jahre mit dem Bau-Krösus **Peter Steiner** verheiratet war (ehe er sich **Stefania** zuwandte), hatte eine eigene Loge – und einen neuen Mann an ihrer Seite. Cupido hat zugeschlagen, das zeigten sie beim Weisswurst-Essen, das sie mit Senf und Küsschen würzten.

Bei einem Wohltätigkeitsball fragt man sich naturgemäss, was der Anlass finanziell gebracht hat. Dazu gibt sich Homoki (Leitmotiv seiner Amtszeit: «Öffnung») wenig offen. Wir wollen Homoki ja nicht ewig mit seinem Vorgänger **Alexander Pereira** vergleichen. Dennoch: Pereira, der das Wort «Öffnung» nie in den Mund nahm (er sprach immer von «Liebe»), hatte für seine Künstler stets ein offenes Ohr und im Büro eine offene Tür.

Homoki hat das nicht, er hat ja **Sophie de Lint**, die als Operndirektorin für die Künstler zuständig ist. Gegenüber der Presse wenig Offenheit beim neuen Chef. Es begann mit dem Ausschluss von Pressefotografen aus dem



Attraktiv: Berger (l.), Russenberger.

Opernhaus, was kurz einen Sturm verursachte und mittlerweile akzeptiert wird. Pereira konnte man, musste man etwas wirklich wissen, auf dem Handy anrufen, manchmal brüllte er, immerhin gab er Auskunft. Bei Homoki geht alle Recherche über seine Pressedamen. Die Auskunft zum Ballresultat: «Der Erlös des Balls fliesst in die künstlerische Arbeit des Opernhauses» (der begeisterungsfähige Pereira fing bei dieser Frage jeweils an, von einem Werk zu schwärmen). Auf die Frage, wie viel Geld Opernball Nr. 14 eingebracht habe, null Offenheit: «Wir bitten um Verständnis, dass wir die Summe des Erlöses nicht kommunizieren.»

Im Internet

www.schwangerpost.com

Grillzange und Staubwedel

Die Sklavin Devina Weiss*, 26, und ihr Meister Dominik Schenk, 32, lieben einander. Aus diesem Grund verbringt sie den Feierabend auch schon mal angeleint im Hundekorb. *Teil 2*



«Spass an der Sache»: Schenk, Weiss.

Dominik: Um welche Zeit der Wecker am Morgen klingelt, weiss Devina nicht, das bestimme ich. Sie bereitet mir dann sofort das Frühstück zu, erledigt den Haushalt und bekommt als Belohnung vielleicht ein Stück Brot hingeworfen. Verläuft der Tag zu meiner Zufriedenheit, darf sich meine geliebte Sklavin am Abend auf dem Sofa zu meinen Füßen zusammenschließen. Aber sie musste auch schon den Feierabend angeleint im Hundekorb verbringen. Sie provoziert mich gern, aber nicht alle Provokationen fallen auf fruchtbaren Boden. Den Abwasch mag Devina nicht, und sie liess ihn auch schon einfach liegen. Ich könnte ihr sagen, sie solle dies unverzüglich erledigen. Doch in solchen Momenten besinne ich mich lieber auf die vielen Freuden, die sie mir beschert, und greife selbst zu Schwamm und Seife.

Devina: Manchmal findet die grösste Bestrafung statt, indem Dominik über einen Fehler hinweglächelt, gleichzeitig kontrolliert er so natürlich die Situation. Bei anderen Patzern ist er allerdings weniger tolerant: Wenn ich in seiner Abwesenheit das falsche Fussballspiel aufzeichne, Anweisungen nur mangelhaft erfülle oder ihn mit einer frechen Bemerkung ärgere, kann es Konsequenzen haben, die mich erst später treffen.

Dominik: Besuchen wir einschlägige Klubs, führe ich Devina meist an einem Halsband neben mir her. Es signalisiert den anderen Besuchern, dass sie mein Besitz ist und im Moment keinerlei Anrecht auf Autonomie hat. Ich gebe ihr durch den Zug an der Leine zu verstehen, ob sie laufen darf oder sich kuscheln muss. Macht sie etwas falsch, kann sie auf eine zusätzliche Bestrafung zählen, weil solche Patzer sofort auf mich, ihren Meister zurückfallen. Es heisst dann in der Szene: «Er hat sie nicht im Griff. Er hat sie zu wenig gezähmt.» Die körperlichen Bestrafungsaktionen sind vielfältig und können vor Publikum stattfinden. In meinem Koffer befinden sich unter anderem Wäscheklammern, Kochlöffel, Kabelbinder, Fliegenklatsche, Grillzange, Staubwedel, Teelichter und eine Drahtbürste.

Devina: Er schnallte mich als Bestrafung auch schon nackt an ein Kreuz und kitzelte mich mit einer Feder. Ich lachte so laut, dass wir von anderen ermahnt wurden, leise zu sein. Die SM-Szene nimmt sich manchmal zu ernst, und vor lauter technischem Wissen vergessen manche den Spass an der Sache.

Dominik: Aus diesem Grund mache ich gerne Witze vor versammelter Runde, und auch schon fragte ich Devina, die stumm, weil geknebelt, von der Decke baumelte, ob ich ihr einen Drink von der Bar holen dürfe. Viele Paare benutzen «Safe-Codes», das sind zuvor festgesetzte Begriffe, die ausgesprochen werden, sobald die physische oder psychische Belastungsgrenze erreicht ist. Das führt ohne Diskussionen zur sofortigen Beendigung der Aktion. Devina und ich haben diese Sicherheitsmassnahme abgeschafft. Bei uns hört der Spass eigentlich nie auf. Ich überlege mir aber sehr genau, was ich zu machen beabsichtige und was diese Aktionen auslösen können. Natürlich werden die Grenzen im Verlauf der Zeit verschoben, das ist wünschenswert und entspricht der normalen Entwicklung bei der Erziehung einer Sklavin. Ich kenne Devina in der Zwischenzeit so genau, dass ich die körperlichen Reaktionen und alle ihre Blicke richtig zu deuten weiss.

* Name geändert

Dominik Schenk, Devina Weiss: Liebe auf den ersten Hieb. Ein SM-Leitfaden für Paare. Schwarzkopf & Schwarzkopf, 2013.

Wie macht er das?

Von *Andreas Thiel* —
Was der Westen von Putin lernen kann.

Burkhalter: Hallo, Wladimir ...

Putin: O nein! Nicht schon wieder!

Burkhalter: Was ist denn? Hab ich dich erschreckt?

Putin: Langsam wird es mir lästig. Ihr westlichen Kommissäre gebt euch in meinem Vorzimmer die Klinke in die Hand, als wäre es ein paralympischer Stafettenlauf für über- und untergewichtige Politiker.

Burkhalter: Was hat mein Besuch mit der Olympiade zu tun?

Putin: Das Verhalten des Westens ist unsportlich. Ihr habt verloren, und ich habe gewonnen.

Burkhalter: Wobei?

Putin: Ach, ich weiss doch, weshalb dich die anderen geschickt haben. Ihr wollt alle das Gleiche.

Burkhalter: Ich wollte bloss mal ...

Putin: Also ehrlich, langsam bin ich es leid, mir eure Litaneien anzuhören.

Burkhalter: Aber ich bin doch nur gekommen, um kurz ...

Putin: Wenn ihr Westler anderen eine Lektion in Demokratie erteilen wollt, dann müsst ihr doch nicht gleich so weit in den Osten reisen. Kehrt mal vor eurer eigenen Tür.

Burkhalter: Wenn du damit auf die Türkei anspielst, da schauen auch wir schon lange mit Besorgnis ...

Putin: Ihr schaut immer mit Besorgnis auf die anderen. Aber dass eure eigene Politik genauso verlogen ist wie die unsere, seht ihr nicht.

Burkhalter: Moment! Ich bin immerhin ein vom Volk demokratisch gewählter ... – Nein, halt, das stimmt ja gar nicht. Das Parlament hat mich gewählt.

Putin: Siehst du? Was willst du mich also über Demokratie belehren?

Burkhalter: Ach, was ich wollte, ist doch nur ...

Putin: Was denn? Ein Logenplatz an den Olympischen Spielen? Ein Freihandelsvertrag ohne Agrarprodukte? Rabatt auf russisches Erdgas?

Burkhalter: Eigentlich wollte ich nur fragen, wie du das bloss machst, dass das Volk immer so abstimmt, wie du es gerne hättest.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Die dunkle Seite der Sonne

Der vom Bildungsbürger geschmähte Schlager besingt die süsse Welt der Liebe. Doch viele der Stars verglühen im Schlagerhimmel, scheitern, enden traurig. Leider.

Von Jürg Zbinden

Die Welt des Schlagers ist eine Welt der Illusionen, rosa, süss wie Sacharin. Der Himmel hängt voller Geigen, auf der Erde klumpert Richard Clayderman seine «Ballade pour Adeline» in Endlosschleife. Immer wieder wurde der Schlager totgesagt, mundtot gemacht, doch sind Sänger wie Sängerinnen an Leib und Leben gefährdeter als der vom Bildungsbürgertum geschmähte Musikstil. Etliche Sängerschicksale endeten im frühzeitigen Tod.

Zum «Club 27», also zu jenen Musikern, die mit 27 Jahren den Tod fanden, zählt die wohl beliebteste deutsche Sängerin der sechziger Jahre, die dunkelhaarige Alexandra («Mein Freund, der Baum», «Zigeunerjunge»). Die «Ingeborg Bachmann des Schlagers» war eng befreundet mit Udo Jürgens, Titel wie «Ich trinke Tschai» positionierten sie auf dem heimischen Markt als Exotin. Die mehrsprachige Alexandra tourte mit Hazy Osterwalds Orchester, arbeitete mit Udo Jürgens sowie Antônio Carlos Jobim («The Girl from Ipanema»), und sie suchte und fand Anschluss an die französische Chansonszene. Zum Verhängnis wurde dem Star nicht der besungene Baum, sondern die selbstverschuldete Missachtung der Vorfahrt an einer Kreuzung: Ein Lastwagen donnerte in die Seite des Mercedes-Coupés. Alexandra starb noch auf der Unfallstelle, ihre Mutter kurz darauf im Spital. Einzig der sechsjährige Sohn Alexander überlebte den Unfall.

Renate Kern, Tochter des Raketentechnikers Karl Poggensee, feierte in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eine Handvoll bescheidener Hits. «Lieber mal weinen im Glück» kletterte bis auf Platz 10. 1970 belegte sie den zweiten Platz beim Deutschen Schlager-Wettbewerb in Mainz mit «Alle Blumen brauchen Sonne» – ihr stand Howard Cependale vor der Sonne. Als allmählich selbst die kleinen Erfolge ausblieben, sang sie unter dem Künstlernamen Nathalie de Navarre auf Französisch, schliesslich sattelte sie um auf Country und nannte sich Nancy Wood. 1991 erhängte sich Renate Poggensee, an Depressionen leidend, in ihrem Haus.

Roy Black wollte Rock'n'Roll singen

Ein Schlager-Megastar war Roy Black. Männer verdrehten die Augen, wenn der Hochzeitsmonsterhit «Alle Blumen brauchen Sonne» von der (Noch-)Freundin beim DJ gewünscht und von diesem auch noch gespielt wurde. Roy Black, der eigentlich Gerhard Höllerich



Müssen wir uns Sorgen machen? Hitsängerin Egli.

hiess, hätte viel lieber Rock'n'Roll gesungen als Schnulzen. Seinen letzten Hit landete er im Duett mit einer Zehnjährigen, der Norwegerin Anita: «Schön ist es, auf der Welt zu sein (... sagt die Biene zu dem Stachelschwein)». Über 250 Auftritte jährlich brannten den Frauenschwarm mit der samtigen Schmachtsstimme und drückenden Steuersorgen aus. Dem Seriendarsteller («Ein Schloss am Wörthersee») flogen noch einmal die *lonely hearts* zu. Roy Black hatte einen Herzfehler, nach einer Operation überarbeitete er sich – und starb allein, mit drei Promille im Blut, in seiner Fischerhütte im oberbayerischen Heldenstein.

Kaum minder populär war Ludwig Franz Hirtreiter, der als «sexy Rexy» oder schlicht Rex Gildo während Jahrzehnten die sonnen- und solariumgebräunte Institution der ZDF-Hitparade blieb. Der homosexuelle Schlager-Beau tat sich zusammen mit Conny Froboess, mit Vivi Bach und mit Gitte, machte Werbung für eine Zahncreme der Marke Durodont und machte sich unsterblich mit seiner «Fiesta Mexicana (Hossa! Hossa! Hossa!)». 1999 stürzte sich der zusehends gealterte Gildo aus dem Toilettenfenster seiner Wohnung in den Tod.

Ein banaler Treppensturz beendete das Leben Bernd Clüvers, der zwei Riesenhits hatte, «Der Junge mit der Mundharmonika» und «Der kleine Prinz». Die erste Ehe mit dem «Bravo»-Girl und Model Ute Kittelberger zerbrach, die zweite mit der Miss Germany 1986/87 und «Queen of Europe 1987», Anja Hörnich, wurde 2011 geschieden, in seinem Todesjahr. Die Urne Bernd Clüvers wurde in der Nordsee versenkt.

Wenn sich ein Weltstar das Leben nimmt, nimmt die Welt Anteil an einem solchen Drama. Als die auf dem Pariser Friedhof Montmartre ruhende Dalida im Alter von 54 Jahren eine Überdosis Schlafmittel schluckte, war das Entsetzen gross. In Deutschland reüssierte sie, die weltweit um die 150 Millionen Schallplatten verkaufte, mit «Am Tag, als der Regen kam» und ihrem «Gigi l'amoroso». Bloss ein Satz stand in ihrem Abschiedsbrief: «Das Leben ist mir unerträglich geworden – vergebte mir.»

«Marmor, Stein und Eisen bricht» fehlte 1965 in keiner anständig bestückten Jukebox. Drafi Deutschers grösster Hit klang eher nach einem Rock'n'Roll-Heuler als nach Schlager und zog sogar eine amerikanische Version – «Marble Breaks and Iron Bends» – nach sich. Eine Verurteilung wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses (er urinierte betrunken vom Balkon auf die Strasse und wurde dabei von Schulkindern beobachtet) knickte die Sängerkarriere nachhaltig. Erfolg hatte er weiterhin als Produzent und Komponist: Der Italiener Bino verdankte ihm die weltweit zwanzig Millionen Mal verkaufte Mitsinghymne «Mama Leone», für Frank Farians Vorzeigequartett Boney M. schrieb er «Belfast». 1998 erlitt der



«Alle Blumen brauchen Sonne»: Schlagerstars Black (l.), Gildo.

Mann, der musikalisch unter mehr als vierzig Pseudonymen in Erscheinung trat, mehrere Schlaganfälle, 2006 starb er nach einer Lungenentzündung an einem Herzinfarkt im Alter von knapp sechzig Jahren.

Cindy & Bert («Immer wieder sonntags»), verheiratet von 1967 bis 1988, schafften es 1974 bis zum Eurovision Song Contest in Brighton, wo das Duo mit seinem Titel «Sommermelodie» jedoch das glanzlose Schlusslicht des Wettbewerbs bildete. Es gewannen vier Schweden im telegenen Glam-Look, «Waterloo» von Abba war der erste Superhit einer einmaligen Serie. Mit 66 Jahren – so auch der Name des Hits von Udo Jürgens – erlag Cindys Bert den Folgen einer schweren Lungenentzündung.

Tony Holiday, der bürgerlich auf den Namen Rolf Peter Knigge hörte, hatte einen einzigen Hit: «Tanze Samba mit mir» sorgte auf deutschen Tanzflächen für ausgelassene Karnevalstimmung – «Mainz bleibt Mainz, wie es singt und lacht», geschüttelt von Rio de Janeiro unterm Zuckerhut. «Zuviel Tequila, zuviel schöne Mädchen», 1979 erschienen bei Polydor, kauften dem wie Gildo homosexuellen Sänger die wenigsten ab. 1990 starb der unglückliche Heterodarsteller an den Folgen von Aids.

Krankheit und Depressionen

Auch zwei Schweizerinnen war das Schlagerglück nicht vergönnt. Die Tessiner Stimmungskanone Nella Martinetti starb, gezeichnet von Krankheit und Depressionen, mit 65 Jahren, bei Monica Morell («Ich fange nie mehr was an einem Sonntag an») wurde eine Polyneuropathie diagnostiziert, hinzu kam ein Krebsleiden. Sie wurde nur 54 Jahre alt. Krebserkrankungen fordern immer wieder

Opfer unter den Vertretern der leichten Muse, zum Beispiel Manuela («Schuld war nur der Bossa Nova»), Heidi Brühl («Hundert Mann und ein Befehl»), Freddy Breck («Rote Rosen») und Hanne Haller («Starke Frauen weinen heimlich»).

Müssen wir uns jetzt sorgen um unsern Kometen am Schlagerhimmel, Beatrice Egli? Die Metzgerstochter aus Pfäffikon verfügt offenbar über eine robuste Konstitution, Dieter Bohlen schwärmt in den höchsten Tönen vom Schweizer Wonnepoppen. Es ist zu hoffen, dass sie und ihr Publikum noch ganz lange geniessen können, was ihr jüngstes Album verspricht: «Pure Lebensfreude!» ○



CRESTA
PALACE

Frühlingsbote

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthalts-tag
Wintersaison bis 6. April 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel



Begnadeter Selbstvermarkter: Chefdesigner Lagerfeld.

Stilkritik

Herr Lagerfeld, Kasse drei, bitte

Für seine jüngste Show bei Chanel liess Karl Lagerfeld, 80, einen Supermarkt simulieren. Persiflage auf die Konsumwelt mit einem eigenartigen Beigeschmack. Von Jeroen van Rooijen

Für gewöhnlich merkt es die Modewelt gar nicht, wenn man ihr den Spiegel vorhält. Und dafür steht Chanel seit Jahren ein: für grosses Showbusiness. Saison für Saison muss Kaiser Lagerfeld, der dort seit 1983 als Chefdesigner regiert, sich wieder überbieten. Ein Eisberg aus echtem arktischem Eis, eine 15 Meter hohe Weltkugel, ein Unterwasserparadies – das Chanel-Publikum ist es gewohnt, im Grand Palais nicht nur eine neue Kollektion zu sehen bekommen, sondern eine neue Sensation.

Letzte Woche wurde die Kollektion für Herbst/Winter 2014/15 gezeigt. Chanel hat einen kompletten Supermarkt einrichten lassen: Jambon Cambon, Coco Choco, Délices de Gabrielle, Bouillon culinaire de Chanel – alles, was in den Regalen aufgetürmt war, war channelisiert. Die aufwendige Kulisse sollte der

Kollektion die nötige *street credibility* geben und die Outfits wie aus dem Leben gepflückt erscheinen lassen. Die Models wurden angewiesen, nicht durch die Gänge zu stolzieren, sondern so zu tun, als würden sie einkaufen.

Doch die gezeigte Kollektion war inkohärent wie schon lange nicht mehr. Karl Lagerfeld war stets ein begnadeter Kommunikator, Inszenierer und Selbstvermarkter, aber selten ein guter Designer – daran ändert sich nichts mehr. Die Looks wirkten zu grossen Teilen zusammengeschustert und unharmonisch collagiert. Lagerfeld zeigte *street style* – oder das, was er dafür hält, wenn er zum Fenster seiner Sänften hinausschaut, in denen er sich durchs Leben bewegt. Auf der Strasse und unter Leuten war der Kaiser, das sieht man diesen Kreationen an, schon lange nicht mehr.

Und einen Supermarkt, den er zum zentralen Thema seiner Chanel-Show machte, hat Karl Lagerfeld bestimmt auch schon länger nicht mehr von innen gesehen. Man kann sich schwer vorstellen, dass er bei Carrefour mit einem Körbchen am Arm die Zutaten für seine Feierabendpizza einkauft. Denn Lagerfeld hat, das weiss man, für solche Alltäglichkeiten entsprechendes Personal.

Und deshalb, bei allem Witz, der in den Details steckte, blieb am Ende ein schaler Nachgeschmack: Das alles – die Kulisse wie auch die Luxus-Sneakers, welche die Models trugen – hat herzlich wenig mit dem realen Leben zu tun. Man wünschte sich, dass Lagerfeld sich seine Spässe nicht nur als amüsante Oberfläche ausdenkt, sondern einmal eine Woche an einer echten Supermarktkasse sässe. Seine Inszenierung jedoch hat wiederum Millionen gekostet und eine grosse Menge Material verbraucht.

Immerhin: Die Lebensmittel sollen Bedürftigen gespendet worden sein, die Verpackungen werden teilweise als Schaufensterdekoration wiederverwendet. Oder zumindest jener Teil davon, welchen das immer nach Goodies gierende Modevolk nicht sogleich hat mitlaufen lassen.

Double Monks

- 1 Der Monk ist ein Herrenschuh, der mit einem Riemen geschlossen wird. Sein Name kommt von den Mönchen, die ihm einst den Vorzug gaben. Der Double Monk hat sogar zwei Riemen und gilt als elegantester aller Schuhe. Was nicht heisst, dass man ihn heute nicht auch zu Jeans oder Chinos tragen könnte. Gerade wenn es ein Modell aus Wildleder ist – wie der «Kelby» von Church's aus Northampton. Die rote Sohle gibt dem Klassiker eine informelle Note. 426 Franken, etwa bei www.mrporter.com.
- 2 Das Schweizer Luxuslabel Bally hat mit dem «Denil» aus caramelfarbenem Wildleder auch einen semi-eleganten Double Monk im Programm. Der Leisten ist schmal geschnitten, die Sohle ist aus Leder. Die Teilungsnaht über der Spitze stammt vom Stammbaum des klassischen Derby-Schuhs. 425 Euro. www.bally.com
- 3 Eingefleischte Fans von Double Monks sollten sich ebenfalls mit der italienischen Marke **Santoni** befassen – denn der Schuhtyp gehört bei dieser Marke, bekannt für ihre auf antik getrimmten Leder, zu den Standards. Der graubraun polierte Double Buckle wartet mit einer Fülle von Details auf, etwa weit nach hinten gezogenen *wingtips* und feinen Lochmustern, die vom Brogue stammen. 645 Euro. www.santonishoes.com
- 4 Der feinste Double Monk dieser Runde kommt von **Salvatore Ferragamo** aus Florenz. Das tiefschwarz polierte Modell aus Kalbsleder erinnert vom Schaft her fast an einen schlichten Loafer, wären da nicht die Lasche mit der Doppelschliesse sowie ein feines Lochmuster auf der Spitze. Die Sohle ist aus Leder. 945 Franken. www.ferragamo.com

1



2



4



3



Leuchtendes Beispiel



Am besten mit Glühbirne.

Mit etwas Glück findet man sie in entlegenen Brockenhäusern, die Stehleuchte «Type 600» von Rosmarie und Rico Baltensweiler. Vom Designerpaar 1951 zum Eigenbedarf entworfen, wurde sie während Jahren in soliden Stückzahlen verkauft. Die formal simple Konstruktion aus zwei schwenkbaren Metallstäben, einem drehbaren Lampenschirm mit aufgesteckter Glühbirnen-Abdeckung und einem soliden, runden Fuss wirkt bis heute zeitlos. Deswegen fertigt Baltensweiler die Leuchte inzwischen auch wieder als Reedition für Liebhaber des helvetischen Kultstücks an. Sie wird nach wie vor am besten mit einer klassischen, inzwischen selten gewordenen Glühbirne bestückt. www.baltensweiler.ch

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Warum sagt man den Französinen immer so viel Stil nach, wogegen die Schweizerinnen als modische Langweilerinnen gelten? Ist das noch immer so? *Jonas A., per E-Mail*



Träumen Sie weiter von sexy Französinen in luftigen Sonia-Rykiel-Kleidchen, die mit High Heels auf schicken Velos durchs sonnige Paris radeln und wie Carla Bruni vor sich hin trällern. Ich komme gerade aus Paris zurück und habe die Einwohner wieder einmal studiert. Regionale Unterschiede haben Zara, H & M und Co. ausradiert. Anders ist höchstens das Selbstbewusstsein, mit dem die Französin durchs Leben geht. Sie ist sich mit jedem Schritt bewusst, vom Rest der Welt für die Verkörperung der Eleganz gehalten zu werden. Da kommt es auf die Klamotten fast nicht mehr an.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

«Jawohl, Chef!»

Die Arbeit in einer Spitzenküche ist handwerklich anspruchsvoll und körperlich fordernd. Man muss schnell, exakt und routiniert sein. Unser Autor arbeitete eine Woche lang im Zürcher Zweisternelokal «The Restaurant». Von David Schnapp und Simon Habegger (Bilder)

Wer in einer Küche mit Anspruch und Auszeichnungen arbeiten will, sollte Sinn für Sauberkeit haben. Morgens, kurz vor neun, wenn die erste Hälfte eines langen Tages beginnt, wird zunächst geputzt. Anschliessend werden alle Vorbereitungen (*mise en place*) für den Mittagsservice gemacht, der mit dem Eintreffen der ersten Gäste um 12 Uhr beginnt. Vor dem Service wird freilich noch einmal geputzt. Und danach ebenfalls. Wenn die Köche – zwölf sowie ein Chocolatier arbeiten im «The Restaurant» – nach der Pause (von zirka 14 bis 17 Uhr) zurückkommen, putzen sie erst mal ihre Arbeitsflächen. Zur Sauberkeit gehört auch die persönliche Erscheinung, unrasiert darf kein Mann zur Arbeit kommen.

Eine Woche lang war ich Hilfskoch im weltläufigen «The Dolder Grand». Nachdem ich meinen Wagen im Personalparkhaus abgestellt hatte, lief ich durch einen langen Korridor – vorbei an dem überdimensionierten «Schwarzen Golfschuh» von Alex Sadkowsky aus schwarzem Marmor. Vor der Skulptur bog ich ab zum Personaleingang und fand mich in den weitverzweigten Kellerräumlichkeiten des Hotelbetriebs, in seinem für den Gast unsichtbaren Rückgrat sozusagen, wieder. Auf dem Weg an den begehbaren Kühlschränken, der grossen Wäscherei, der Personalkantine, den verschiedenen Küchen, Geschirrspülbereichen, Umkleieräumen und Lagern vorbei zum Lift, der mich in die separate Küche von «The Restaurant» bringen sollte, verlief ich mich jedes Mal. Ich ging wieder zurück, bog anders ab und fand schliesslich den richtigen Aufzug in die Küche.

Diese Küche ist der Wirkungsbereich von Heiko Nieder. Der 41-jährige Hamburger, Vater zweier Töchter, Harley- und BMW-Fahrer, leitet «The Restaurant» seit der Wiedereröffnung des «Dolder» 2008. Er wird mit zwei Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten ausgezeichnet. 2012 war er die «Entdeckung des Jahres». Ich halte Nieder zurzeit für den besten Koch in der Schweiz, weil er wie kaum ein anderer mit hoher Konstanz und atemberaubender Präzision einen modernen bis avantgardistischen Kochstil pflegt, der durch ein verblüffendes Aromenspektrum den Gast auf hohem kulinarischem Niveau unterhält.

Er sieht jeden Fingerabdruck

Heiko Nieder ist ein gutgelaunter Perfektionist. Bei einem aus meiner Perspektive hekti-



Man muss fühlen, riechen, schmecken, sehen und hören: Autor Schnapp (l.), Chefkoch Nieder.

schen Abendservice, währenddessen mehrere hundert Teller herausgeschickt werden, stimmt der Mann unverhofft «Es gibt kein Bier auf Hawaii» an, derweil um ihn herum die jungen Köche mit fieberhafter Konzentration an Gerichten arbeiten. Fehler oder Ungenauigkeiten dürfen sie sich dabei nicht leisten, ihr Chef würde sie finden. Er sieht jeden Fingerabdruck auf den heißen, bei 70 Grad aufbewahrten Tellern. Er schreitet ein, wenn seiner Meinung nach jemand vom Serviceteam «Das Brot», ein kompliziertes Gebäck, das jedem Gast zu Beginn aufgetragen wird, nicht akkurat in gleiche Teile trennt. Manchmal steht Nieder in seiner Küche, die Augen etwas nach innen gekehrt, und sieht dabei aus wie ein Feldherr, der vom Hügel aus die Bewegungen seiner Truppen im Tal beobachtet. Dann denkt er nach. Etwa darüber, wie man eine Kugel mit flüssigem Käsekern herstellen könnte. Manchmal kommt einer seiner Köche mit einem Plastiklöffel in der Hand vorbei, den er dem Chef ungefragt in den Mund schiebt. Nieder zieht die Augenbrauen hoch und sagt: «Noch etwas mehr Limonensaft und Salz.»

Zehn Komponenten des Hauptgerichts

Hier also arbeitete ich für eine Woche. Ich fing an mit dem Rüsten von Petersilienwurzeln, die Teil eines neuen Gerichts waren. Ich musste sie so rund wie möglich schälen und ihnen, wenn nötig, mit meinem Chroma-Type-301-Messer, das ich zum Glück vor dem Einsatz noch sorgfältig auf dem japanischen Schleifstein geschärft hatte, eine schöne Spitze schnitzen. Danach füllte ich die Wurzeln zusammen mit etwas im Eichenfass gelagertem Apfelbalsamessig sowie Himalayasalz in Plastiktüten und vakuumierte sie. Nun wurden die Petersilienwurzeln im Drucksteamer bei 90 bis 95 Grad zwei Stunden gegart, und danach waren sie bereit, glasiert zu werden und zusammen mit neun weiteren Komponenten Teil des Hauptgerichts «Rind mit Petersilienwurzeln, Apfelbalsam und Senf» zu werden.

Koch ist ein schöner Beruf. Man arbeitet mit den Händen und, wie bei kaum einer anderen Tätigkeit, mit allen Sinnen. Man muss fühlen, riechen, schmecken, sehen und hören. An einem Tag habe ich zum Beispiel Hummer ausgebrochen, später Brot geknetet, und noch etwas später hatte ich es mit temperierter Milkschokolade zu tun, in die ich ein Pralinestück (eine Mischung aus Zucker und Nüssen) tauchte, um daraus eine Praline zu machen. Zehn Sorten Pralinen und sechs bis zehn Sorten Brot werden im «The Restaurant» selber gemacht. Das Brot wird vor jedem Service frisch gebacken.

So viele Geschmäcker, Konsistenzen, Gerüche – ich hatte während der Woche in der Küche eigentlich ständig Hunger. Da ich damit aber der Einzige zu sein schien, fragte ich einen jun-

gen Kollegen, was denn er und die anderen Köche tagsüber äßen. Er schaute mich kurz etwas überrascht an und sagte dann: «Eigentlich nichts.» Das war nur leicht übertrieben. Zu Beginn des Tages wärmen die Kollegen von der Pâtisserie die übriggebliebenen Brötchen vom Vorabend (Sonnenblumenkern-Vollkornbrot, Laugen-Plunder, Kümmel-Käse-Spitz, Grüne-



Hohe Konstanz, atemberaubende Präzision.

Oliven-Ciabatta, Weizenbrötchen, Quarkbrötchen mit Amaranth) auf, und alle dürfen sich bedienen. Am beliebtesten ist übrigens der würzige Kümmel-Käse-Spitz. Viel mehr essen die jungen Köche nicht, vielleicht noch ab und zu Fleisch-, Fisch- oder Gemüseabschnitte während des Service. Wenn Kinder im Restaurant sind und Tomatenspaghetti bestellen (bisweilen auch gerne mit Hummer), kann der Entremetier (verantwortlich für Beilagen) etwas mehr Teigwaren kochen, als benötigt werden. Eine selbstgemachte Tomatensauce hat auch

So viele Aromen, Konsistenzen, Gerüche – ich hatte während der ganzen Woche ständig Hunger.

ein Zweisternerrestaurant, in dem Tasting-Menüs mit zwölf Gängen angeboten werden, immer vorrätig.

Ob Tomatenspaghetti mit Hummer oder andere Sonderwünsche: Der Koch kocht für den Gast. Eine Gruppe Inder will aus religiösen Gründen eine Alternative zu Kalb- und Rindfleisch und bekommt einen wunderschönen Sisteron-Lammrücken vom Zürcher Comestiblehändler Alfred von Escher. Für Vegetarier gibt es ohnehin ein eigenes, ausgezeichnetes Menü, und auf zunehmend ver-

breitete Allergien wie Abneigung gegen Laktose (Milchzucker) oder Gluten (Getreidekleber) wird schnell reagiert. Nicht jede Allergie scheint freilich medizinisch indiziert zu sein. So gibt es Gäste, die zwar dringend auf Milchprodukte verzichten wollen, zum Schluss des Menüs aber den Käsewagen auf-fahren lassen.

Eine Spitzenküche ist wie ein leistungsfähiger Organismus. Wie leistungsfähig er ist, zeigt sich erst, wenn das Lokal mit dreissig bis vierzig Gästen voll besetzt ist. Dann arbeiten alle zehn Köche (zwei Köchinnen) mit höchster Anspannung und doch sympathischer Lockerheit. Wie in anderen Mannschaftssportarten braucht es den Blick für den Nebenmann, der gerade in Not geraten ist, weil im Ofen sein Fleisch fertig ist, während er hilft, einen Teller anzurichten. Es braucht grosse handwerkliche Routine, die für den Beobachter von hoher Ästhetik ist. Aber die Routine darf nie dazu führen, dass die Präzision verlorengelht, was wiederum eine hohe Konzentrationsfähigkeit voraussetzt.

Gebannt schaute ich zu, wie der *poissonnier* (Fischkoch) bei jeder Bestellung wieder dasselbe Ritual aufnahm, welches damit begann, ein Stück leicht angebratene Seesunge von den festen Gräten zu schneiden. Dann wurde die Portion mehliert, gesalzen und in einer beschichteten Bratpfanne auf der Hautseite kräftig angebraten. Damit sich das Filet nicht zusammenrollt, wird es beim Braten beschwert. Der Fisch kommt kurz in den Ofen, was der Koch mit der einen Hand erledigt, während er mit der andern die benutzte Pfanne zum Spülbecken befördert, sie kurz auswäscht und trockenreibt – was alles praktisch in einer fließenden, langen Bewegung geschieht.

«Neu! Zweimal Achtgang!»

Nach dem letzten Service am Samstagabend – ich hatte nach Kräften mitgeholfen – schlief ich zunächst zwölf Stunden am Stück. Im Traum hörte ich die typische Befehlsausgabe des Küchenchefs: «Neu! Zwei Couverts! Zweimal Achtgang, einmal ohne Fisch, Schwein anstelle der Jakobsmuschel!» und das vielstimmige, kräftige «Jawohl!», das anzeigt, dass jeder verstanden hat, was er zu tun hat.

Die Woche in der Küche zeigte mir gewisse körperliche Grenzen auf. Ich hatte vom Stehen Muskelkater in den Beinen, als käme ich aus den Skiferien. Meine Hände wiesen verschiedene kleinere Schnitt- und Hitzespuren auf, und mein Nacken schien unter Sonnenbrand zu leiden, was davon herrühren könnte, dass ich während des Anrichtens oft gebeugt unter der Infrarot-Heizschlange des Salamanders (offener Oberhitze-Grill) stand und Kartoffel-Espuma in kleine Gefässe spritzte. Koch, stellte ich noch einmal fest, ist ein schöner Beruf, den man mit vollem Körpereinsatz leistet. ○

Undogmatischer Fundamentalist

Von Peter Rüedi



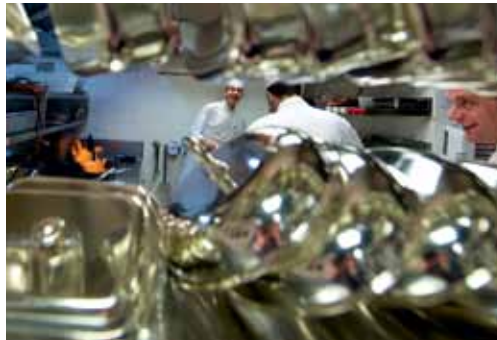
Regelmässige Weintrinker sind eine Minderheit, und Weintrinker, die über Wein lesen wollen, eine Minderheit im Quadrat. Weinzeitschriften sind *special interest*-Drucksachen, eine Zeitschrift, die sich italienischen Weinen (und Olivenölen) widmet, ist ein *very special interest*-Produkt und eine, in der das in deutscher Sprache geschieht, eines *of most special interest*. Will sagen: Dass das sechsmal jährlich erscheinende Heft *Merum*, gegründet und lange im Alleingang betrieben vom originellen Basler Agronomen Andreas März, soeben zwanzig Jahre alt wird, ist ein glattes Wunder. März ist ein Praktiker, der im toskanischen Lamporecchio selber Wein und Olivenöl macht. Das merkt man seinen Notizen und Empfehlungen an. Sie sind eigenwillig, subjektiv, scharfzüngig und als Anregungen für den mündigen Trinker zu verstehen. «Selber testen oder selber schuld» ist seine Maxime und: «Der grösste Feind des Weins ist die Angst der Leute, nichts davon zu verstehen.»

März ist ein undogmatischer Fundamentalist: ein Echtheitsfanatiker mit einer Vorliebe für das Autochthone und Ausgefallene und einer Abneigung gegen zu konzentrierte, marmeladige, überholzte Weine. Dem Verkannten widmet er umfangreiche Reportagen. Unentbehrlich ist er als Cicerone etwa beim Lambrusco, dem roten Schäumer aus der Emilia, wo ohne klugen Rat die Trouvaillen unter dem Schrott kaum auszumachen sind. Oder in exotischen Randzonen wie beim Timorasso aus der Gegend bei Tortona oder bei lombardischen Spezialitäten wie Gropello, Lugana und anderen. Nicht ohne Ironie ist seine Erfindung des «JLF-Tests», einer Auszeichnung der Weine, welche eine Gesellschaft am liebsten trinkt («Je leerer die Flasche...»). März' *Merum* und sein Taschenführer «Italiens beste Weine» sind komplementär zu anderen Kompendien, aber immer mit Gewinn und Vergnügen zu lesen. Seine Degu-Boxen ermöglichen dem Abonnenten zudem, die Verlautbarungen am Gaumen zu überprüfen.

Merum-Abonnement-Service: EDP-Services AG, Horwerstr. 62, 6010 Kriens
Merum Taschenführer Wein 2013/14.
Italiens beste Weine und wer sie macht.
www.merum.info

Ein weltweiter Franzose

Bei Jazzliebhaber und Dreisternekoch Pierre Gagnaire in Paris isst man schnörkellos hervorragend. Von David Schnapp



Unterhaltsame Reise durch Aromen und Texturen: Restaurant «Pierre Gagnaire», Paris.

Die französische Hochküche hat ein Phänomen hervorgebracht, das wohl mit keinem anderen Kochstil möglich gewesen wäre: den globalisierten Küchenchef. Alain Ducasse, Joël Robuchon (*Weltwoche* Nr. 8/14) oder Pierre Gagnaire stehen heute nicht mehr in der Küche, betreiben aber erfolgreich Haute Cuisine in der ganzen Welt. Der 63-jährige Jazz- und Kunstfreund Gagnaire etwa ist, ausgehend von seinem 1996 eröffneten Dreisternelokal in Paris, verantwortlich für zehn weitere Restaurants in Ost und West, von denen die meisten mit Michelin-Sternen ausgezeichnet wurden.

Erwartungsfroh sitze ich also in der Küche von Gagnaires Flaggschiff an der Rue Balzac. In eine kleine Ecke ist der «Chef's Table» eingepasst, den man reservieren kann, um zuzuschauen, wie das, was man bestellt hat, gekocht wird. Pierre Gagnaire gibt es hier übrigens nur als gerahmtes Schwarzweissfoto. Verantwortlich ist heute sein Executive Chef Michel Nave, ein freundlicher, schmaler Franzose, der seit dreissig Jahren für den Meister arbeitet.

Kluge Massnahmen

Das Degustationsmenü verspricht das beste Preis-Leistungs-Verhältnis: Sechs Gänge sowie das «Grand Dessert» mit sechs verschiedenen Süssspeisen sowie Petits Fours werden geboten. Schon bald fällt auf, dass die Teller nicht mit uhrmacherartiger Präzision angerichtet werden.

Ziel scheint es zu sein, die intensiven Geschmäcke möglichst rasch aus der Pfanne zum Gast zu bekommen. Zwar werden molekulare Techniken wie die Gelifikation – die Verdichtung von Flüssigkeiten in einen festen oder dickflüssigen Zustand – gerne benutzt, aber mehrheitlich geht es um klassisch gekochte Speisen.

Natürliche Aromen wie etwa das einer eindrücklichen bretonischen «Pferdefuss-Auster», von sizilianischen Gamberi Rossi oder von einem Aubrac-Rind werden mit klugen Massnahmen herausgearbeitet. Im Fall der Auster durch ein komplexes Zusammenspiel aus Zitronen, Ingwer, Koriander, Blutorange, Thon oder Ginseng. Die Gamberi werden mit etwas Stechpalmenschnaps flambiert, und das Rind bekommt eine Behandlung mit Sarawakpfeffer und eine dickflüssige Unterlage aus Rotkrautsirup, Banyuls und Baumtomate, was einen schönen Süsssauer-Effekt hat.

Am Ende habe ich nicht nur einen lohnenden Ausflug nach Paris gemacht, sondern auch eine höchst unterhaltsame Reise durch ein Universum von Aromen und Texturen, das vielleicht erklärt, warum einer wie Pierre Gagnaire in der ganzen Welt erfolgreich sein kann.

Restaurant Pierre Gagnaire, 6, Rue Balzac, 75008 Paris.
Telefon +33 1 58 36 12 50.
Samstags und sonntags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Mobilität

Der Kluge reist im Zuge

In wenigen, ganz wenigen Fällen nimmt selbst der Auto-Tester lieber ein öffentliches Verkehrsmittel. *Von David Schnapp*

Dass Zürich eine Weltstadt ist, erkennt man beispielsweise daran, dass man unheimlich schnell in Paris ist. Mit dem TGV dauert es genau vier Stunden und sechs Minuten bis in die Zentrale der Grande Nation. Der TGV ist ein Monument der Ingenieurskunst und die Ausnahme, welche die Regel bestätigt, wonach staatliche Industrie kaum sinnvolle, funktionierende Produkte hervorbringen kann. Wobei das nur halbrichtig ist. Auftraggeberin für die Züge ist zwar die französische Staatsbahn SNCF, hergestellt werden die schnittigen Schienenraser aber vom privaten

Weltkonzern Alstom («The world's leading energy solutions and transport company»).

Seit 1981 haben die TGV-Züge («Train à grande vitesse»), die diesen Namen natürlich verdienen, Hunderte Millionen Passagiere transportiert. Und wer je per Flugzeug nach Paris Charles de Gaulle gereist ist, weiss, dass die Wahl zwingend auf den TGV fallen muss. Vier Stunden von mitten in der Stadt Zürich nach mitten in die Stadt Paris, das ist nicht zu schlagen. Als leidenschaftlicher Autofahrer, dem etwas an seinem jeweiligen Gefährt liegt, verzichtet man ausserdem gerne darauf, selber nach Paris zu steuern. Spätestens dann, wenn man einmal beobachtet hat, wie Stadtbewohner eine Parklücke verlassen und dabei das Auto vor und hinter sich mit der eigenen Stossstange etwas vor und zurückschieben, um sich so Platz zu verschaffen.

Geschwindigkeit als Zustand

Um 320 Stundenkilometer Höchstgeschwindigkeit zu erreichen, fährt der TGV mit zwei Triebköpfen, die zusammen eine Leistung von 9280 kW erbringen, was einem Auto mit

12 617 PS entspricht. Doch Geschwindigkeit wird in diesem Zug nicht zum Erlebnis, sondern zu einem angenehmen, selbstverständlichen Zustand. Man erreicht ihn unspektakulär, die Beschleunigung ist kaum zu spüren, die Geschwindigkeit ist irgendwann einfach da. Dann stellt man beim Blick aus dem Fenster fest, dass die weite Landschaft in horizontalen Streifen an einem vorbeifliegt, und das gleichmässige, hohe Pfeifen des Windes lässt einen erahnen, mit welcher Kraft die rund 400 Tonnen Zug vorangetrieben werden.

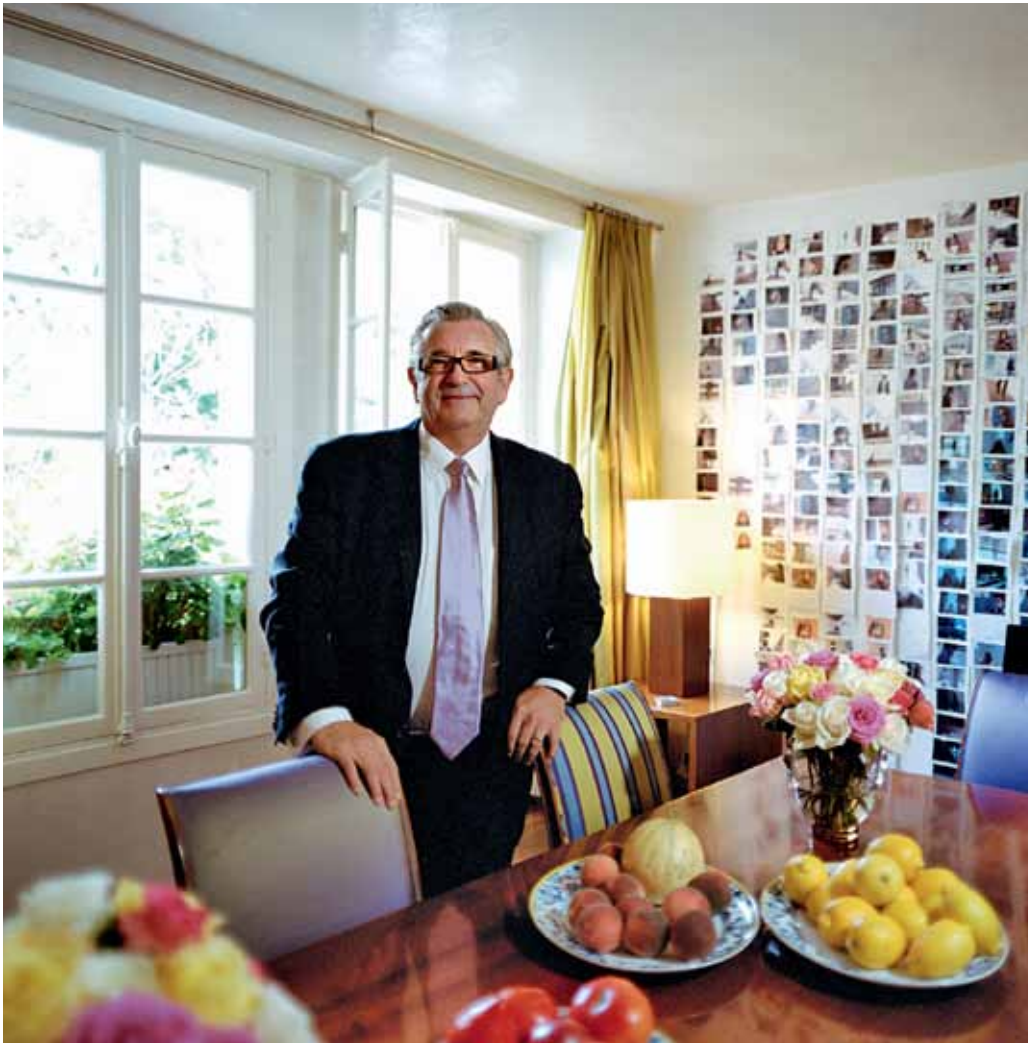
Als Reisender in der 1. Klasse des TGV – die sich zum Arbeiten empfiehlt – fährt es sich ausgezeichnet. Man sitzt wahlweise nebeneinander, in Viererkombinationen oder auch ganz alleine. Es gibt einen Klapp Tisch, Leseleuchten, genügend Ablageflächen und eine Steckdose. Im Preis (rund 200 bis 250 Franken für eine Fahrt mit Halbtax) inbegriffen ist morgens ein Frühstück (süss oder salzig) und abends ein kaltes Nachtessen (mit Fleisch oder Fisch oder vegetarisch). Einen etwas abgenutzten Eindruck machten allein die Polster, die den Charme eines Taxis mit Velours-Sitzbezügen jenseits der 200 000-Kilometer-Betriebsdauer haben.

Es ist der einzige Abstrich, welchen man an der elegantesten (und klügsten) Art, einfach und schnell nach Paris zu gelangen, machen muss.

TGV POS

Leistung: 9280 kW, Sitzplätze: 361
Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h
Herstellungskosten: 12 Mio. Euro





«Das ist *än Seich*»: Stutz, wirtschaftlich Unabhängiger, 66.

MvH trifft

André «Andi» Stutz

Von Mark van Huisseling — Seit er das Geschäft verkauft hat, mache und sage er, was er wolle, sagt er. Also nichts Neues.

Wie sieht dein Tag aus, seit du nicht mehr arbeitest?» – «Fang nicht mit dem an, ich bin noch nicht parat. [Es ist 12.40 Uhr, wir sind im Restaurant «Volkshaus» in Zürich; das Essen – Nüsslisalat mit Ei, Fleischkäse für ihn, Hacktätschli für mich – ist bestellt.] Ich weiss nicht, was du von mir willst, ich bin ja aus dem Verkehr gezogen.» (Er und seine beiden Schwestern verkauften vor zirka zwei Jahren das Unternehmen Fabric Frontline, Entwurf von und Handel mit Seidenstoffen, das sie zuvor während dreissig Jahren aufgebaut und geführt hatten.) Dann bestellt er eine Flasche Tignanello. «Das wird teuer, für meinen Verleger.» – «Nein, du bist mein Gast, da bin ich wie der Herr Blocher, der lässt sich sicher auch nicht einladen.» – «Ich befrage dich, weil Leute, die wirtschaftlich unabhängig sind, frei reden dürfen, sie müssen nicht vorsichtig sein.» – «Mein einziges Problem ist, dass es so schnell Abend wird. Auch wenn man nichts tut.»

André Stutz, 66, wurde in Zeitschriften und Zeitungen als «Zürcher Seidenkönig» beschrieben; alle nennen ihn «Andi», duzen ihn. Wir sind seit 22 Jahren miteinander bekannt, aber ich denke, ich kenne ihn immer noch nicht recht. Andi, der eine öffentliche Person in Zürich war, ist irgendwie auch eine sehr private Person. Vor einigen Jahren, wurde geschrieben, habe er eine Russin geheiratet (er sagt, es stimme nicht); der Schweizer Künstler Ugo Rondinone, sagt man, sei sein Freund oder war es (er sagt dazu nichts). Was er genau machte als Chef von Fabric Frontline, wie er dazu kam – er hatte Maler gelernt, danach zehn Jahre als Pfleger in psychiatrischen Anstalten und Spitälern gearbeitet – oder wie viel die Familie mit dem Unternehmen verdiente, habe ich auch nie rausgefunden. Ich kenne Andi als Zürcher von Welt, der einem in Paris oder Moskau im richtigen Restaurant einen guten Tisch reservieren lassen konnte, *fancy*

friends hat (Vivienne Westwood, Nina Hagen, Uschi Glas oder Cecilia Bartoli), am Ende des Abends aber alleine nach Hause ging und, wahrscheinlich, einsam war/ist. Und der im öffentlichen Raum lustiger sein kann und der grosszügiger ist als die meisten anderen. Er verlangt nichts zurück, wenn man etwas von ihm will; bloss ein wenig Zeit (und nicht alleine trinken zu müssen). Heute verabredet er sich mehrheitlich zum Mittagessen und ist oft in den Schweizer Bergen sowie in Kairo, wo er je ein Haus hat.

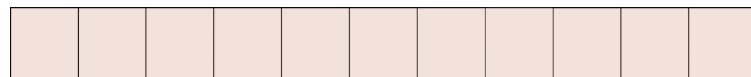
Gänse, die schnattern

«Du schreibst eine Kolumne, wöchentlich, für den *Blick am Abend*.» – «Nur zum Spass.» – «Ah, nicht wegen des Gelds?» – «Das wäre übertrieben, so elend bin ich noch nicht dran. Und man kann aufhören damit, wenn man will. Aber ich muss mich immer über alles informieren, wo ich auch bin.» – «Und was machst du in Kairo?» – «Dort hab ich ein schönes Haus gekauft.» – «Ist aber politisch ein wenig instabil, nicht wahr? Wenn du das nächste Mal hinfährst, sagen sie vielleicht: «Ihr Haus mussten wir nationalisieren...»» – «Wo immer ich war, war's politisch instabil. Ich ging nach Russland, als alle sagten, das sei ja furchtbar gefährlich, und in der Schweiz [ihm gehört ein Haus im Zürcher Kreis 4] sagten alle: «Pass auf, Andi, an der Langstrasse wirst du erschossen.» Ich war überall, wo man nicht hinsollte.» – «Wie kommt man auf Kairo?» – «Durch Freunde.» – «Wie ist die Lebensqualität?» – «Dort, wo ich bin, gut; ich habe Gänse, die schnattern – vor dem Haus. Sie, das ist kein Freiland-Nüsslisalat [das sagt er zum Kellner], das ist *än Seich*.»

«Ich habe vergangenes Jahr Unterlagen für die Presse bekommen von den Verantwortlichen, die deine Firma gekauft haben [Trudel Silk aus Zürich], der neue Slogan war: «Luxuriöser Lifestyle, der rockt.»» – «Ich sage nichts.» – «Die brauchen einen Texter, finde ich. Vielleicht solltest du als Berater denen mich empfehlen.» – «Ich bin nicht mehr im Geschäft, wenn's fertig ist, ist's fertig.» – «Ich habe gelesen, du seist noch Berater.» – «Das haben andere gesagt. Ich habe es nur gesagt, bis der Vertrag unterschrieben war. Hör zu, ich habe immer gesagt, man muss im Leben verschiedene Sachen machen. Und dann muss man alles an den Nagel hängen. Und jetzt habe ich halt ein neues Leben.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Dafür habe ich nur ein müdes Lächeln übrig.»

Sein liebstes Restaurant: «Mein liebstes Restaurant ist die «Obere Flühgasse»; so, hätten wir das. [Sagte er zu Anfang des Gesprächs.] Und wenn ich noch ein zweites sagen darf: die «Savoy»-Bar, für Bratwürste. «Obere Flühgasse», Flühgasse 69, Zürich, Tel. 044 381 11 10
«Savoy»-Bar, Postgasse 12, Zürich, Tel. 044 212 25 25

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27							28	29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		



Lösungswort — Schlicht primitives zerstörerisches Verhalten

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Auch bei uns: kaum mehr Religion, schon eher Jahrmarkt. 5 So wie ein Fels in der Brandung. 11 Die klare Antwort fließt in den toskanischen Fluss. 12 Kurz gesagt: Zusammenschluss zur Hilfe für Afrika. 13 Solch ein Domizil als Traum vieler Franzosen. 16 Der Flirt ist wie eine ...: Niemand kann die Nebenwirkungen genau voraussagen. 19 Sie ist aus hartem Holz, doch ihr Kern ist gut. 20 Schutz, als Schachtel wie Schatulle. 21 Basissymbol des Islam, das Hoffnung macht. 22 Laien sowieso, doch auch Nerds kommen nicht ohne ihn aus. 23 Der hohe als Höhepunkt des Tänzerfusses. 25 Reihe, dazu Front und Kontur. 26 Manchmal hören Elisabeth und Eleonore auch auf ihn. 27 Gesteinsbildendes Mineral mit namensgebendem Glanz. 28 Richtig süß, das halbe Schweinsohr aus der Schweiz. 30 Bei Briten und Amerikanern nicht einheitlich, die Einheit. 32 Dieser Vorsitzende wurde richtig zurechtgestutzt. 34 Nah bis intim, aber halt auch eingengt. 35 Zusammenreimen ohne Dichter zu sein. 39 Pachten ist längst out, es ist total in. 40 Weisse, leicht fettige Flüssigkeit aus der Romandie. 41 Ein Objekt von geringer Ausdehnung. 42 Weltpapierbörse, «Wall Street» oder so. 43 Wo der 11. 11. ganz der Gans gewidmet ist. 44 Überdies kann man auch noch so sagen. 45 Das System reiht sich ein zwischen GPRS und LTE. 46 Womit das Wort zur Replik wird.

Senkrecht — 1 So sehen wir den Dschungel 20 senkrecht. 2 Geraffte Integrierte Regionale Informationsnetzwerke. 3 In Wimbledon wie Roger einer der Grossen. 4 Geistiger Vater des heimlichen Tausendsassas James. 5 Von dort wollen vor allem Arme fort. 6 Legendärer Kapitän auf schiffähnlichem Kasten. 7 Die aus Frankreich kann sich bei uns in die Länge ziehen. 8 Der Platzhirsch ist mit ihm dann wohl ein Paar. 9 Mit 35 waagrecht kommen wir denkerisch eher ans Ziel als so. 10 Im Altertum weitum begehrter Schmuckstein. 14 Die unglaubliche Reise in einem verrückten Flugzeug: ganz original. 15 Das Anzeichen kann durchaus als Warnung verstanden werden. 17 Seine Stimmlage korrespondiert mit gegenwärtigem Zustand. 18 Ein gewiefter Redner lässt bei ihr Redeteile aus. 20 Die unfertige Kommode ist mühelos benutzbar. 23 Sich in die Luft begeben und einfach nur schweben oder so. 24 Schwaben gaben der Landschaft den Namen. 25 Statistisch erwiesen: Schweizer mögen sie seit Jahren. 27 So sein? Mit Facebook unmöglich. 29 Gar nicht glatt, sagen Wanderer manchmal. 31 Wundersam geretteter Schiffskoch Harrison. 33 Eine Wohnheit seit es Götter gibt. 36 Madame erscheint es geradezu himmlisch. 37 Farbton mit Assoziation: Weichheit und Weiblichkeit. 38 Folgte hinter Eisernem Vorhang bestimmt auf amerikanisches Ja. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 358

A	S	T	I		U	S	A	K		O	S	A	K	A
L	U	E	N	A		T	R	A	B		A	D	E	L
V	E	R	S	T	A	A	T	L	I	C	H	U	N	G
A	N	M	U	T		T	E	I	L		A	R	I	E
	D		L	I	D	E	R		D	E	R		A	
D	E	V	I	S	E		I		H	I	A	T		S
U	R	A	N		S	T	E	F	A	N		E	D	E
N		L		E	T	E		A	U	S	W	E	I	S
L	I	E	B		O	R	G	I	E		A	R	E	S
O	R	T	E	N		M		B	R	E	T	O	N	E
P	A	T	R	O	U	I	L	L	E		E	S	E	L
	N	A	T	I		N		E	I	G	N	E	R	

Waagrecht — 1 ASTI 5 USAK (hier stand erste Zuckerfabrik, weiterhin Zuckerproduktion) 9 OSAKA 14 LUENA 16 TRAB 18 ADEL 19 VERSTAATLICHUNG 20 ANMUT 21 TEIL 22 ARIE 23 LIDER 25 DER 27 DEVISE (steht f. Slogan, Wahlpruch etc. wie auch Zahlungsmittel) 29 HIAT (med. f. Spalt im Knochen oder Muskel) 32 URAN 33 STEFAN (Edberg) 36 EDE (der Wolf aus den Disney-Comics) 38 ETE (franz. f. gewesen u. Sommer) 39 AUSWEIS 41 LIEB 44 ORGIE 45 ARES 46 ORTEN 48 BRETONE (Pferderasse, Bewohner der Bretagne) 49 PATROUILLE 50 (Ges-) ESEL (Ischaften) 51 NATI 52 EIGNER

Senkrecht — 1 ALVA (zweiter Vorname) 2 SUENDER 3 TERM (engl. f. Ausdruck) 4 INSULIN 6 STATE 7 ARTERIE (Ader, Blutader) 8 KALI (ind. Göttin, Kurzwort f. Kalium) 10 SAHARA 11 ADUR (Fluss in England) 12 KENIA 13 ALGE 15 ATTIS 17 BILDHAUEREI 24 (nichts-) DESTO (-weniger) 26 EINS 27 DUNLOP 28 VALETTA 30 TEEROSE 31 SESSEL 34 TERMIN 35 FAIBLE 37 DIENER 40 WATEN 42 IRAN 43 BERT (Kurzwort oben genannter Namen) 47 NOI (it. f. wir)

Lösungswort — KANALISATION

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Erfindung des Tourbillons, 1801

In der Grande Complication 5347 mit drehendem Doppel-Tourbillon erweitert Breguet auf spektakuläre Weise die berühmteste Erfindung des Meisters. Eine Brücke mit Differentialgetrieben verbindet zwei unabhängige Tourbillons und überträgt ihre durchschnittliche Ganggeschwindigkeit auf eine zentrale Drehplatine, die sich einmal in zwölf Stunden um ihre Achse dreht. Wir schreiben die Geschichte fort...

www.breguet.com/inventions

